Wie einer Pfarrer geworden.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach,

Inhaber der Hohenzollern'schen goldenen Verdienst-Medaille, Ritter des Hohenzollern'schen Hausordens.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1872.

Erstes Kapitel.

Zwei Gelehrte. — Auf Reise. — Der Pfarrer von Liebenthal. — Eine Einladung. — Im Pfarrgarten. — Ein gewürztes Mittagsmahl. — Lobrede auf Schlesien. — Vaterland — schönstes Land. — Erzählen Sie! — Dorf Baitzen. — Der Nestling. — Kinderträume. — Der junge Musikant. — Zum erstenmale in der Schule. — Ausgestreckte Zungen. — Hiebe. — Hahn im Korbe. — Horn und Flaute. — Der Schnuller. — Eine Menuette während der Wandlung. — Auf dem Tanzboden.

Dr. Blitzig war Professor an einem Berliner Gymnasium. Da er von unserm lieben Herrgott ein ziemlich heißes Blut und einen tüchtigen Pflichteifer mit bekommen hatte, so gehörte er zu denjenigen Lehrern, die aus dem Aerger über die verwahrloste Jugend und ihre verwünschten Koboldereien nicht herauskamen. In Schweiß gebadet und zum zehntausendstenmale den Ausruf wiederholend: „Lieber Steinklopfen, als Lehrer!" pflegte er alle Mittag nach Hause zu kommen, aber wenn sich die Wellen seines Blutes beruhigt hatten, wenn er mit der langen Pfeife im Lehnstuhle saß und sich von den Mühen des Tages ausruhte, dann zerrannen seine so oft wiederholten Verwünschungen des Lehreramtes, wie der Schnee in der Maisonne und er pflegte dann wohl zu schmunzeln: „Eh', die Buben sind so schlimm noch lange nicht. Sie machen nur Jugendstreiche und denken nichts Böses dabei. Hab's auch nicht viel besser gemacht, als ich noch auf den Schul-

bänken saß. Muß nun aber einmal darüber nachdenken, wie ich es anfange, daß dem Haas und dem Claas das Latein besser eingeht. Werde mich doch entschließen müssen, ihnen die Woche ein paarmal nachzuhelfen!“

Nach solchen kurzen Selbst-Gesprächen vertiefte er sich dann gewöhnlich in die neuesten politischen Nachrichten und schaute nicht mehr auf, bis die Köchin mit der Suppe kam. Viel mehr, als was ich jetzt mitgetheilt habe, ist von Dr. Blitzig nicht zu erzählen, denn außer dem Lehren und Corrigiren der Schulpensa bestanden seine sämmtlichen Abenteuer eigentlich nur in einer beständigen Abwechslung von Aufbrausen und sich wieder beruhigen.

Im vorigen August aber mußte ihm noch etwas Anderes im Kopfe herumfahren, denn während der Spielviertelstunde ging er oft sehr nachdenklich, den Kopf gesenkt und die Hände auf dem Rücken gefaltet durch die langen Gänge des Gymnasiums und parlirte mit sich selber. Was er eigentlich hatte, das war äußerlich nicht an ihm abzunehmen; aber so viel merkte man doch, es mußte etwas Freudiges sein, denn zuweilen lief ein fast unmerkbares Lächeln über seine Lippen und seinen Augen entströmte ein größerer Glanz als gewöhnlich. Die Unruhe, welche sich seiner bemächtigt hatte, wuchs mit dem Heranrücken der Herbstferien. Der feierliche Morgen war endlich gekommen, der Morgen, an welchem die Schüler in der Aula öffentlich Zeugniß von ihrem Wissen und Können ablegen sollten.

Für Dr. Blitzig war dieser Tag sonst immer der wichtigste im Jahre, denn er konnte den Leuten zeigen, daß er Etwas geleistet hatte und daß seine Buben es vielen größern Rangen zuvorthaten. Heute aber war er so zerstreut, daß sein „Nichtbeidersachesein“, aus seinen eigenen Fragen hervorleuchtete.

Sobald der letzte Accord des Schlußliedes verklungen war, eilte er die steinernen Treppen hinab, und nahm auf der Straße einen Schritt an, als ob er ein sehr wichtiges Telegramm nach der Station zu bringen habe. Diesesmal lenkte er seine Schritte nicht der bescheidenen Wohnung zu, in welcher seine alte Haushälterin das Scepter führte, sondern einem ganz andern Stadttheile. Hier stürmte er eine Treppe hinauf, rannte durch den Hausflur ohne Jemand zu grüßen und riß mit hastiger Hand eine Thüre auf. In dem Stübchen, welches er jetzt betrat, saß der junge Privatgelehrte, Herr Dr. Pick, auf seinem Lederstuhle, hatte den Kopf in die Hand gestützt und dachte über eine wissenschaftliche Frage nach. Er war so sehr in dieselbe vertieft, daß er den stürmischen Eintritt seines Freundes nicht einmal gewahr wurde.

Dieser aber riß ihm die Hände vom Gesichte und rief: „Pick, wirf jetzt die Bücher hin, und vergiß nicht, daß wir übereingekommen sind, mit dem Schlage der Ferienstunde die Hauptstadt zu verlassen und einige Wochen draußen in der Welt herumzuschwärmen.

Dr. Pick lächelte und gab zur Antwort: „Es pressirt Dir gewaltig, Blitzig; aber meinetwegen kann gleich zum Bahnhofe gegangen werden, denn ich versäume Nichts. Du wirst aber wohl noch einige Vorkehrungen zu treffen haben. Ist dein Koffer gepackt, sind Schmetterlingsnetz, Steinhammer und Botanisierbüchse in Ordnung?“

„Nichts davon,“ entgegnete Blitzig. „Nur den Koffer nehme ich mit, und von dem ganzen gelehrten Kram will ich während der Ferien Nichts wissen, sondern ganz allein mir und der Natur leben! Ganz allein, hörst Du.“

Dr. Pick nickte, auch ihm war es so am liebsten. Nachdem nun noch die Verabredung getroffen

war, daß sie sich am Nachmittage auf dem Bahnhofe treffen wollten, eilte Blitzig nach Hause, packte schnell etwas Wäsche zusammen und nahm von der alten Haushälterin, welche ihren Herrn für ein wenig übergeschnappt hielt, Abschied.

Vom Verlaufe ihrer Reise will ich hier Nichts erzählen, sondern lieber gleich mit dem Ende anfangen, welches auch ohne Frage das Wichtigste ist. Gemüthlich, wie Leute, welche mit dem Bewußtsein reisen, daß sie Nichts versäumen, näherten sie sich der Preußisch-Böhmischen Grenze, nahe dem Königreiche Sachsen.

Die Herbstsonne hatte ihr Werk an den beiden Reisenden gethan und ihre Wangen tiefbraun gefärbt; so daß Dr. Pick meinte, sie würden nun wohl in den vornehmen Berliner Zirkeln nicht mehr recht hoffähig sein. Derselben Meinung war auch Dr. Blitzig, aber er meinte auch, es liege nicht besonders viel daran, und die frische schlesische Bergluft gehe ihm noch weit über Salon- und Hofluft. Eigentlich, meinte er, sei in Berlin gar keine Luft, sondern das Ding, was man so nenne und was allerdings in Gestalt von Luft über die Dächer und die Kirchthürme schwebe, das sei ein Gemisch von lauter pestilenzialischen Gasen, die sich dem Menschen auf die Brust knieten und ihm die Gurgel zuhielten, daß er alle Tage ein klein wenig mehr ersticke, bis er endlich auf dem letzten Loche pfeife.

Die langgestreckten Dörfer mit der Doppelzeile der Häuser, die Mauern und Planken, welche die einzelnen Gehöfte einfriedigten, die Gärten hinter den Häusern, und das in der Nähe der Wohnungen wachsende Laubholz, war ihnen bereits so zur zweiten Gewohnheit geworden, daß sie sich ordentlich fürchteten, die engen, von Fett-, Fleisch-, Bier- und Weindunst durchzogenen Straßen der Hauptstadt wieder zu betreten. Freilich sind die Häuser in

jenem Landstriche meistens aus Holz und Lehm gebaut, und mit Stroh gedeckt, aber hin und wieder sieht man auch massive, mit Ziegeln oder Schiefer gedeckte Gebäude, aber alle ohne Ausnahme sind wohnlich und man fühlt sich auch unter dem niedern Strohdache recht heimisch. Die Häuser thun's ja eigentlich nicht, sondern ein biederes und treuherziges Gemüth, und deren giebt es in Schlesien so viel, daß man sie nicht alle zählen kann.

Spaßmacher erlauben sich, die guten Schlesier Eselsfresser zu nennen, weil sie einmal einen Esel erschossen und gegessen, den sie für einen großen Hasen gehalten. Wer solchen Dingen Glauben beimißt, ist jedenfalls in der Kultur weiter zurück, als die Schlesier. Doch schweifen wir nicht weiter ab, damit die Leser nicht allzu ungeduldig werden. Unsere beiden Reisenden waren am Fuße des Isergebirges, in der wahrhaft romantischen Umgebung des Klosters Liebenthal angekommen. Die stattlichen Baulichkeiten des ehemals von Benedictinerinnen, jetzt von Ursulinerinnen bewohnten Klosters zogen sie nicht wenig an. Noch mehr aber interessirte sie ein 70jähriger Greis, welcher auf den Arm einer Dame gestützt, langsam und mühevoll an ihnen vorüberschritt. Sein Auge schien dem Erlöschen nahe, denn er betastete mit seinem Fuße manchmal den Schritt, den er zu thun beabsichtigte und war überhaupt fast so unsicher, wie ein Blinder. Aus dem von schneeweißem Haare eingerahmten Gesichte sprach eine seltene Herzensgüte und eine ungetrübte Reinheit des Herzens, so daß die beiden Reisenden die größte Ehrfurcht vor ihm empfanden, und fast unwillkürlich die Hüte von ihren Köpfen nahmen.

Die Dame, welche den Greis führte, schien ihm verwandt zu sein, denn ihre Züge unterschieden sich von der des Greises fast nur durch eine größere Frische und Jugend. Sie war so aufmerksam auf

die Schritte des alten Herrn, daß sie die am Wege stehenden Fremden kaum sah.

„Wer ist das?" fragte Blitzig einen Knaben, der eben den Weg kreuzen wollte.

„Ei," entgegnete dieser lachend, „kennen Sie denn den Herrn Pfarrer nicht? Den kennt doch jedes Kind; denn es kommt keines zu ihm, das nicht ein Bildchen oder sonst ein kleines Geschenk erhält. Und wenn Sie selbst hineingehen und um ein Mittagbrod anhalten wollen, so müssen Sie sicher mit an seinem Tische sitzen."

Die Begeisterung des Knaben war so warm, daß seine lauten Lobsprüche selbst bis zu den Ohren der Dame gelangten. Sie wandte sich um, richtete ihre Augen einen Moment auf die beiden Reisenden und sagte dann mit einem verbindlichen Lächeln: „Wenn die Herren unsere Gastfreundschaft nicht verschmähen wollen, so werden wir uns glücklich schätzen, Sie um zwölf Uhr im Pfarrhause empfangen zu dürfen."

Dr. Pick, der als Junggeselle sehr bittere Erfahrungen in Angelegenheiten der Küche gemacht hatte, wies selbst in Berlin niemals eine Einladung zum Mittagsmahle von der Hand; um so weniger war er in Schlesien dazu geneigt, wo man nur zu einem anständigen Mahl kommen konnte, wenn man die Hand recht tief in die Tasche steckte.

„Mein Fräulein und mein sehr ehrwürdiger Herr," gab er zur Antwort: „Die Art und Weise, wie wir beiden Ihre Bekanntschaft machen, ist zwar durch diesen Krauskopf etwas eigenthümlich eingeleitet, aber wir schlagen dennoch gerne in die dargebotene Hand und werden uns zur rechten Zeit einfinden."

„Brav gesprochen," sagte der Geistliche, indem er sein weißes Haupt nach der Stelle richtete, wo-

her der Ton der fremden Stimme kam; „lassen Sie uns aber die Suppe nicht kalt werden.“

Oncle und Nichte schritten langsam hinweg; die beiden Reisenden aber blieben noch eine Weile stehen und schauten ihnen nach.

„Das ist also der gastfreundliche Mann, von dem wir schon gestern so viel Gutes hörten,“ sagte Dr. Pick. „Er soll auch einige ganz vortreffliche Chroniken geschrieben haben.“

„Hm,“ entgegnete Dr. Blitzig, „nachdem ich so lange schlesische Luft und Natur genossen habe, ist mir eine gute Suppe und ein rechtschaffenes Stück Fleisch lieber, als die bestgeschriebenste Chronik in allen deutschen Landen.“

Um die bestimmte Zeit begaben sie sich zum Pfarrhause und wurden am Eingange von derselben Dame empfangen, welche sie zum Mahle eingeladen hatte. „Treten wir erst etwas in den Garten,“ sprach sie mit freundlicher Miene und einer entsprechenden Handbewegung, „mein Oncle ist noch nicht ganz fertig mit seinem Brevier; er braucht jetzt mehr Zeit, als früher, denn seine Augen sind ganz blöde geworden und er muß sich leider mehr mit dem Gedächtnisse als mit den Augen helfen.“ Die Herren traten durch das grün angestrichene Gitter-Pförtchen ein, und Fräulein Anna führte sie mit liebenswürdigem Geplauder durch den Garten, bald auf des Oncles Lieblingsblumen, bald auf seine bevorzugten Plätzchen oder auf die Lauben deutend, die er mit eigenen Händen angelegt, bald wieder auf die Bäume, die er selbst gepflanzt und veredelt hatte. Ehe eine Viertelstunde vergangen war, hatte Anna sich schon die Herzen der beiden Reisenden erobert und beide mußten bekennen, daß sie trotz ihres einfachen und ungekünstelten Wesens alle ihre Berliner Bekanntinnen an Liebenswürdigkeit und Gediegenheit bei Weitem übertraf.

Nach einiger Zeit kam auch der alte Pfarrer in den Garten und tastete sich an dem Geländer zu ihnen. Aus den wenigen Worten, die er sprach, ging eine große Schärfe des Geistes, zugleich aber auch eine Herzensgüte hervor, wie sie in unserer Zeit selbst auf dem Lande nur selten gefunden wird."

„Wenn ich wenig spreche," sagte er zu seinen Gästen, „so wird meine zeitweilige Schwerhörigkeit hoffentlich eine gegründete Entschuldigung sein. Ich muß mich auf Anna's Unterstützung verlassen und hoffe, daß sie unserer Gastfreundschaft Nichts vergeben wird."

Bald nachher kam die alte Köchin und meldete, daß angerichtet sei. In einem geräumigen Zimmer war das einfache, aber schmackhafte Mahl aufgetragen, welches durch die fröhlichen Scherze Anna's und durch die kurzen, aber mit attischem Salze gewürzten Bemerkungen des Pfarrers noch genußreicher wurde.

Nach dem Essen empfahl sich der alte geistliche Herr, denn seine Natur forderte gebieterisch das gewohnte Mittagschläfchen; Anna aber blieb bei den Gästen und lud sie recht dringend ein, noch einige Tage in dem Pfarrhause von Liebenthal zu verweilen.

Die beiden Doctoren waren gar nicht abgeneigt, ihrer Einladung zu folgen; wenn sie dennoch einige Einwendungen machten, so geschah dieses nur anstandshalber, wie man zu sagen pflegt.

Während des Kaffees, den Fräulein Anna ihren Gästen servirte, sprach Pick mit großem Vergnügen über das schöne Land Schlesien und seine Producte; auch Blitzig warf hier und dort ein Wort ein, aber am Besten wußte doch Anna Bescheid. Sie sprach mit einer wirklichen Begeisterung und hervorragenden Kenntnissen von der schlesischen Vieh-

zucht und der Bodencultur, sowie von dem Anbau von Oelfrüchten, Tabak, Krapp, von der Gartencultur und selbst vom Weinbau. Pick fand ihre Lobrede für das Mutterland bewunderungswürdig, aber er sagte geradezu, der größte Theil derselben werde mehr von ihrem Patriotismus als von der Vortrefflichkeit des Landes erzeugt. Anna wollte das durchaus nicht gelten lassen, sondern hob Schlesiens Vorzüge immer mehr und mehr hervor. Als der alte Oncle sein Schläfchen beendigt hatte, gab er den Ausschlag, indem er sprach: „Ein Land ist schöner als das andere, wer wollte das läugnen? Die Schweiz mit ihren Bergen und Thälern bietet dem Auge ohne Frage mehr Abwechslung dar, als Holland, und doch sage ich, ein Land mag so eben, rauh oder unwirthlich sein, wie es will, wir halten es sicherlich für das schönste, wenn es unser Geburtsland ist. Was mich angeht, so habe ich bereits meine siebzig Jahre auf dem Nacken und manche hübsche Stadt gesehen, aber mein Geburtsdorf ist mir doch immer der schönste Fleck auf der Welt geblieben. Vaterland, schönstes Land."

„O," rief Dr. Blitzig, „Sie wissen die Liebe zur Heimath mit wenig Worten trefflich zu begründen. Mir deucht, Sie müßten in Ihrem geliebten Schlesien Manches erlebt haben, was auch einem Fremden Interesse einflößt. Erzählen Sie uns Etwas von Ihren Jugendtagen. Es hat einen so großen, eigenthümlichen Reiz, wenn das Alter die Stätten überschaut, an denen es seine ersten Hoffnungen und Täuschungen erlebte. Erzählen Sie, erzählen Sie!"

Lächelnd gab der Pfarrer zur Antwort: „Sie werden da nicht viel Erbauliches hören, aber es macht mir selbst Freude, einmal einen Rückblick zu thun. Lange wird es ja ohnehin nicht mehr dauern, dann hört alles Blicken auf. Hört nun: „Am Fuße des Eulengebirges, welches Schlesien und Mähren von

einander trennt, liegt das Dorf Baitzen, für mich das hübscheste und anmuthigste, welches ich jemals kennen gelernt habe. Sehen Sie, meine Herren, der liebe Gott scheint es so eingerichtet zu haben, daß sich der Mensch, je älter er wird, desto mehr nach der Heimath sehnt. Mir fehlt Nichts, wie Sie sehen, und doch kommen Tage, wo ich gern mein prächtiges Pfarrhaus, meinen schönen Garten und alles Andere im Stiche ließe, um nach dem lieben Baitzen zurückzukehren.

Und doch war in der armen Hütte meines Vaters eigentlich nicht viel zu holen; von Reichthum, Bequemlichkeit und dergleichen kann einmal gar nicht die Rede sein, denn mein Vater war ein armer Maurer und mußte mit seinem Hammer und seiner Kelle acht Kinder ernähren. Daß da nirgends Etwas überschoß, sondern daß es selten langte, das werden Sie mir schon auf's Wort glauben. Hätten wir nicht noch das Gärtchen dabei gehabt, so wären wir öfter hungrig als satt zu Bette gegangen.

Ich war von den Achten der Nestling, und, wie es beim letzten Kinde gewöhnlich zu geschehen pflegt, ein wenig verhätschelt und verwöhnt. Sie dürfen sich aber doch nichts Böses unter meiner Verhätschelung denken, meine Herren, denn dem wirklichen Bösen wehrten Vater und Mutter mit beiden Händen und es konnte bei uns nicht aufkommen. Die Bevorzugung bestand eigentlich nur darin, daß mir wohl einmal ein Bröckchen zugesteckt wurde, was die Andern nicht bekamen. Auch brauchte ich nicht so stark an die Arbeit und konnte deßhalb unterm Laubdach des Waldes und zwischen den Aehren des Feldes meinen poetischen oder träumerischen Gedanken so recht nachhängen. Was so ein Kind nicht Alles zusammenfaselt! Und doch waren diese stillen, süßen Faseleien für mich eine wirkliche Quelle der reinsten Vergnügen. Ich kann mich nicht erinnern, daß in spä-

tern Jahren die glitzernden Sterne, der rauschende Bach, das Geflüster der Waldblätter, das Wogen des Grases und der Getreidehalme einen so wahrhaft poetischen und so innig frommen Eindruck auf mich gemacht haben.

Jetzt, wo ich so alt geworden bin, darf ich den kleinen Franz schon ein wenig loben, ohne daß mir Eitelkeit vorgeworfen werden könnte. Ich hatte von jeher Neigung zur Musik und war noch ein äußerst junges, zartes Bübchen, als ich schon auf den verschiedensten Instrumenten ein paar Stücklein vortragen konnte. Das erwarb mir natürlich eine Menge Freunde, und da diese mir alle Tage sagten, daß ich ein Allerweltskerl sei, so hielt ich mich auch für einen solchen, und es fehlte nicht viel, so verfiel ich mit Haut und Haar dem Eitelkeitsteufel.

Da that meine Mutter, die es verstand, einem bis auf den Boden des Herzens zu schauen, einen Machtspruch und sagte: „Der Junge muß in die Schule, damit er Etwas lernt und damit ihm die Narrheiten aus dem Kopfe getrieben werden!“

Ich selbst war mit diesem Ausspruche sehr zufrieden, denn die kleinen Spielereien fingen allmählig an, mich zu langweilen, und ich dachte, in der Schule werde es wohl eine Abwechslung geben. Also trabte ich am folgenden Morgen an der Hand meiner Mutter in die Schule und wurde vom Lehrer sehr freundlich aufgenommen, denn er hatte schon von meinen großen Talenten gehört. Ich sah da eine Menge von Kindern, die mir bisher unbekannt geblieben waren, weil sie nicht aus dem Dorfe selbst, sondern aus der Nachbarschaft kamen. Es waren meistens recht viereckige Gesichter und runde Gestalten, die mich mit ihrer Körperfülle in einem Male todt fallen konnten. Sie hatten kaum gemerkt, daß ich ein wenig ängstlich war, als sie ihr Müthchen an mir kühlten, die Zunge gegen mich ausstreckten,

den Finger an die Nase legten oder mir eine Faust machten.

Der Lehrer, welcher mit meiner Mutter sprach, gewahrte an meinem ängstlichen Gesichte, was hinter seinem Rücken vorging; deßhalb wandte er sich rasch um und ertappte die kleinen Uebelthäter in voller Handlung. Wie sie sich auch eilen mochten, die Zungen einzuziehen, die Hände und Fäuste sinken zu lassen, es war bereits zu spät.

„Wartet," sagte er mit einer Stimme, die man bis in den Wald hören konnte, „ich habe euch gesagt, ihr solltet mir die neuen Schüler nicht scheu machen. Hilft das Alles nicht, so muß ich statt der Worte den Stock gebrauchen!"

Er machte nicht viel Umstände mit den kleinen Rangen, sondern nahm einen nach dem andern vor die Ruthe und hieb drauf, daß es schallte. Sie brüllten ganz entsetzlich, aber der Lehrer wußte, daß es nicht so schlimm gemeint war und blieb sehr kaltblütig. Mir fing das Herz an zu schlagen und ich machte mich allmählig näher an meine Mutter, um mich unter ihren Schutz flüchten zu können, wenn es auch über mich hergehen sollte. Dazu kam es aber nicht; der Lehrer gab mir im Gegentheile die Versicherung, daß er die bösen Buben immer so hauen werde, wenn sie mich neckten.

Die ersten Tage bekam ich trotz dieser Protection, hin und wieder einen Stoß; als sie aber sahen, daß ich sie nicht anschwärzte und mich auch sonst nicht rächte, gewannen sie mich bald lieb und ich durfte überall dabei sein, wo es lustig herging.

Mit dem Abc hatte ich im Anfange meine liebe Noth und konnte nicht recht darüber wegkommen, denn damals wurde dem Schüler das Lernen noch nicht so leicht gemacht, wie heut zu Tage; aber ich hatte es doch schneller fort, als die andern und machte auch im Lesen und Schreiben dem Lehrer wenig Arbeit.

Da wurde ich Hahn im Korbe bei ihm, und als ich etwas heran wuchs, durfte ich zuweilen den Kleinen die Lection abhören und also selbst Schulmeister spielen. Meine Mitschüler lachten über meine Wichtigthuerei und prophezeiten mir, daß ich noch einmal ein armseliger Schulmeister werden würde. Ich lachte sie wieder aus, denn die Schulmeisterei schien mir durchaus nicht armselig, sondern eine rechte Lust und Freude und dabei noch ein sehr wichtiges Amt.

Um mitunter eine kleine Abwechselung in den Lectionsplan zu bringen und die Jungens nicht ganz rappelköpfisch zu machen, befahl mir der Lehrer mitunter ein Stücklein auf dem Horne oder der Flaute zu blasen. So lange ich klein war, kamen solche außergewöhnlichen Dinge nicht oft an die Reihe; später aber erhielt ich häufig den Auftrag, den Kindern ein Lied einzuüben, oder bald den Gesang mit dem Klaviere zu begleiten.

Meine künftige Laufbahn als Schulmeister schien der Frau des Lehrers unabänderlich fest zu stehen und sie glaubte deßhalb ein gewisses Recht auf meine Thätigkeit zu haben. Das kleinste Kind hinderte sie häufig in der Arbeit, und sie hätte Manches ungeschehen lassen müssen, wenn ich nicht dagewesen wäre. „Willst Du Kinder erziehen lernen," sagte sie, „so mußt Du mit den kleinsten anfangen. Da wieg' ihn, gieb ihm den Schnuller in den Mund oder trage ihn herum."

Ich kann nicht sagen, daß solche Aufträge meinem Stolze zu nahe gingen; ich hielt sie vielmehr mit meinem künftigen Berufe im vollsten Einklange und erfüllte sie pünktlich und gewissenhaft. Die gute Frau war aber auch nicht unerkenntlich: Manche Butterschnitte, manches Stück Kuchen fand den Weg aus ihrer Hand in meinen Magen. Meine Geschwister wären mir ob solcher Bevorzugungen fast

gram geworden, um so mehr, da sie allerlei Arbeiten für mich verrichten mußten, während ich selbst im Hause des Lehrers schaffte.

Jetzt sollte ich an die Orgel und der Lehrer gab mir in der Kirche Lectionen. Er war früher Diener eines Prälaten im Cisterzienser-Kloster Camenz gewesen und hatte in dieser Stellung mancherlei Außergewöhnliches gelernt, auch das Orgelspielen. Da er aber von der Theorie Nichts verstand, so beschränkte sich der ganze Unterricht auf das Vormachen, und ich mußte sehen, wie ich fertig wurde; aber meine Liebe zur Musik war so groß, daß ich niemals nachließ, bis ich die Schwierigkeiten überwunden hatte. So auch hier! Trotz meines Lehrers war ich schon nach wenigen Monaten so weit vorgerückt, daß ich die Messe hätte spielen können. Mein Lehrer belohnte mich für diesen Fleiß auf eine eigenthümliche Weise; er erlaubte mir nämlich, am folgenden Sonntage während der Wandlung eine Menuette auf der Orgel zu spielen.

Lacht nur nicht, meine Herren, wenn ich sage, während der Wandlung, denn es war wirklich so, und in jener Zeit waren die Herzen der Dorfbewohner noch so rein und unverdorben, daß sie selbst unter der Wandlung eine Menuette mit Andacht anhören konnten. Als die Messe aus war, stellte ich mich im Gefühle meiner hohen Bedeutung an die Kirchthüre und erwartete, daß ich aus jedem Munde mein Lob hören werde. Die Leute hatten nun allerdings Freude an der Menuette gehabt, aber der Spieler, ohne den sie doch den Genuß nicht haben konnten, war ihnen gleichgültig; sie sahen mich gar nicht an; sie wußten vielleicht nicht einmal, daß ich der famose Kerl war.

Desto mehr Lob und Ehre erntete ich aber des Abends, denn ich durfte zu meiner unaussprechlichen Freude mit zum Tanze gehen und die

zweite Violine spielen. Es war übrigens recht gut, daß der Tanzboden nicht oft an mich kam, denn dort sah und hörte ich Dinge, die selbst für einen Erwachsenen Nichts taugen, für Kinder aber geradezu Gift sind. Das erkannte auch der Lehrer, deßhalb sagte er: „Franzle, auf den Tanzboden kommst Du nicht mehr!“

Zweites Kapitel.

Endlich. — Der Pathe aus der Mühle. — Auf dem Rücken im Grase liegen. — Der rothsammtne Frack. — Ein nicht gemachtes Examen. — Abschied vom Lehrer und Pfarrer. — Die verunglückte Declamation. — Das elterliche Haus wird verlassen. — Abschied mit Thränen. — Der neue Schulgehülfe. — Zum erstenmale allein. — Ohne die Ruthe geht es nicht. — Ein Haufen Grummet. — Das Franzle aus der Oelmühle. — Die Geschichte. — Küster- und Glöcknerdienste. — Mittel gegen Heimweh. — Das Friedensfest. — Der rothe Sammtfrack zu Pferde. — Ein Mittel gegen den Hunger. — Die höllischen Heerschaaren. — Sturm und Schneegestöber. — Ein frisches Grab. — Die ewige Lampe. — Abendläuten. — Das Walten des Schutzengels. — Die alte und die junge Katharina.

Endlich hörte das Schulgehen auf! Ich mußte selbst sagen, „endlich,“ denn nachher war doch von dem guten Lehrer Nichts mehr zu lernen, weil er selbst Nichts mehr wußte. Wenn aber ein Schüler seinen Lehrer überlernt, so ist das gerade so schlimm, als wenn der Geselle dem Meister über den Kopf wächst. Es geht eben nicht mehr und einer von beiden muß den Platz räumen. Das geschah nun auch mit mir. Ich selbst wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, aber meine Mutter war sehr eifersüchtig auf den Ruhm ihres Sprößlings; sie meinte, wenn ich noch da bleibe, so werde alle Welt sagen, ich müsse noch immer von dem Lehrer lernen. Ihre Argumente wollten mir anfangs nicht recht einleuchten, um so weniger, da ich jetzt erst fünfzehn Jahre zählte und jeder



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, wie einer Pfarrer geworden.

vernünftige Mensch sich leicht denken konnte, daß es in diesem Alter mit dem Wissen und den Kenntnissen noch ziemlich windig aussieht.

Meine Mutter aber fand außer meinem Vater noch einen andern Bundesgenossen, nämlich den reichen Müller im Dorfe, der mich aus der Taufe gehoben und dieses Umstandes wegen ein gewichtiges Wort mit zu reden hatte.

„Junge," sagte der mit Nachdruck, „jeder Mensch muß Etwas auf sich halten, wenn er vorwärts kommen will. Du bläsest, streichst und schlägst mancherlei Instrumente und hast Dich auch in andern Fächern hervorgethan; also ist die Zeit gekommen, wo Du Dich rar machen mußt. Wenn Du noch länger die Kinder wiegst und derlei Dienste verrichtest, so werden die Leute sagen, Du seist zu etwas Besserm nicht tauglich und bliebest deßhalb dort.

Wenn der Pathe ernstlich Etwas wollte, dann konnte Niemand gegen ihn ankommen; selbst der Herr Pfarrer wagte es nicht, denn der Müller hatte einen Kopf, der justement so hart war, wie seine Mühlsteine. Er setzte es also durch und ich kam aus der Schule. Ich hätte nun daheim bleiben und mich recht tüchtig auf meinen künftigen Beruf vorbereiten müssen, aber der Wald war so nahe, und in dem Walde rauschten, flüsterten und lispelten die Bäume so lieblich, daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, dort recht oft im Grase auf dem Rücken zu liegen.

Die Vöglein da droben in den Zweigen das waren die echten und rechten Musikanten, von denen ich in den müßigen Stunden manch lustig Liedlein erlernte, das ich später mit innigem Vergnügen nachgepfiffen habe. Eines Tages, als ich auch wieder zwischen den Blumen lag, sah ich einen alten Herrn in einem sehr sonderbarem Aufzuge daherkommen. Von seinen Kleidungsstücken fiel mir am meisten ein

rothsammtner Frack in die Augen, dessen lange, immer spitzer werdende Schöße bis auf die Fersen hinabreichten und auf welchem große, gelbe Metallknöpfe wie eine Reihe von Vollmonder glänzten und bei jeder Wendung des Leibes wie Sterne glitzerten. In der Hand trug er ein langes spanisches Rohr mit einem silbernen Knopfe. Auch seine übrige Kleidung war ungewöhnlich, und an seiner ganzen Erscheinung sah man, daß er ein Mann von Gewicht war.

Einen Augenblick beschäftigte er noch meine Gedanken, dann schaute ich wieder zu meinen Vöglein auf und kümmerte mich um die ganze Welt nicht. Es dauerte aber nicht lange, so hörte ich meinen Namen rufen. „Franzle, Franzle, wo steckst Du denn? Dein Pathe läßt Dich wie eine Stecknadel suchen!"

Der Pathe, hm, dann durfte ich nicht lange säumen, denn er war ein strenger Herr, und er spaßte auch mit mir nicht.

Da es sonst niemals geschah, daß ich gerufen wurde, so fürchtete ich, irgend Etwas verpudelt zu haben und begab mich deßhalb mit Bangen und Herzklopfen zur Mühle. Zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich daselbst den Mann mit dem rothen Frack und dem spanischen Rohr. Wie ich nun vernahm, war er der Schullehrer eines etwa eine Meile weit entfernten Dorfes. Es war nicht unschwer zu merken, daß meine Eltern, der Müller und der Schullehrer im Stillen schon Alles miteinander ausgemacht hatten, ohne mich zu fragen. Das Herüberkommen des alten Mannes galt eigentlich nur der Inspection meiner Person. Sobald ich den Zweck seiner Reise merkte, machte ich mich auf eine Prüfung gefaßt, denn es lag doch auf der Hand, daß der Mann auch wissen wollte, wie es mit meinen Kenntnissen aussah; aber damals standen die

Schulen noch nicht in dem Flor wie heute und es kam oft weniger darauf an, was ein Lehrer wußte, als vielmehr was für körperliche Kräfte er besaß, um eintretenden Falles mit Stock und Faust seine Schuldigkeit zu thun.

Von einem Examen war ganz und gar nicht die Rede; nachdem der Lehrer gesehen hatte, daß ich meinen Mann stehen konnte und zu häuslichen Dienstleistungen Kraft und Geschick hatte, war er zufrieden, nannte mir den Tag, an welchem ich in der Schule zu erscheinen hätte und schärfte mir ein, den gesetzten Termin ja nicht zu versäumen.

Als ein träumender Waldfahrer war ich in die Mühle gekommen, als Schulgehilfe wurde ich entlassen. Meine Mutter freute sich unbeschreiblich, daß ich nun wirklich unter die Gelehrten der Umgegend eingereiht war und sagte mir voraus, daß ich es weiter bringen werde, als der Lehrer in Baitzen. Ich hütete mich, ihrem mütterlichen Stolze die gute Meinung zu nehmen, aber wenn ich das Gebiet meines Wissens überschaute, so fand ich, daß es entsetzlich klein war. Wie es sich erweitern ließ, davon hatte ich damals noch keine Ahnung, aber der gute Wille, die erste Gelegenheit zu benützen, war da.

Einige Tage später packte die Mutter meine Habseligkeiten in ein Bündel. Es war nicht viel, denn außer einem schon ziemlich defect gewordenen Sonntagsanzuge besaß ich nur noch einige Hemden. Daß meine Bibliothek nicht sehr umfangreich war, können sich die Herren leicht denken.

„Nimm Abschied von Deinen Freunden,“ sagte meine Mutter, „denn morgen gehen wir hinüber!“

Ich hatte mir gar nicht gedacht, daß es mir schwer ankommen würde, unser Dorf zu verlassen, aber jetzt fiel es mir auf einmal centnerschwer auf das Herz. Die Häuser, die Bäume, die Gärten und die Felder, schienen mir jetzt schöner zu sein,

als irgend etwas Anderes auf der Welt. Ich entdeckte plötzlich allerlei Eigenschaften an den Dingen, die ich früher nicht bemerkt hatte, und es schnitt mir ordentlich durch's Herz, wenn ich daran dachte, daß ich sie morgen nicht mehr sehen würde. Mein erster Weg ging zur Schule, denn dort hatte ich nicht allein den größten Theil meiner Jugend zugebracht, sondern auch die Menschen recht herzlich lieb gewonnen.

Der Lehrer kam aus der Schule, reichte mir die Hand und sprach: „Ich hätte Dich wohl auch hier behalten mögen, Franzle, aber mein Einkommen reicht kaum für meine Familie und mich, und ein rechtschaffener Mann muß sich nach der Decke strecken. Geh mit Gott, Franzle; bleibe brav und fromm, schau fleißig in die Bücher und werde kein Windschlag, wie so viele, dann wird sich unser Herrgott Deiner annehmen und was Rechtes aus Dir machen. Nun aber muß ich wieder in die Schule gehen, sonst reißen mir die Rangen die Bänke auseinander."

Ich wollte nun auch von der Frau und der ältesten Tochter des Lehrers Abschied nehmen, aber da kam ich so leicht nicht weg. „Du sollst wenigstens den Kaffee mit auf den Weg nehmen," sagte die Hausfrau, denn sie meinte, ich werde ein schlechtes Andenken an sie bewahren, wenn sie mich so ziehen ließe. —

Sie tischte auf, was das Schulhaus bot, und wir drei saßen bald in traulichem Gespräche um den Tisch. Auch die gute Frau ließ es nicht an Ermahnungen und Fingerzeichen für meine Zukunft fehlen. Das machte mir das Herz so weich, daß mir die Thränen in die Augen kamen. All die kleinen Wohlthaten, die ich von ihr empfangen, kamen mir wieder in's Gedächtniß und ich meinte, ich könne noch lange in der Welt herumlaufen, bis ich wieder eine so gute Frau finde. Nicht minder

weh that es mir, die Tochter verlassen zu müssen, denn sie hatte mich bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet und mich noch die letzte Fastnacht zu ihrem Tänzer erwählt und mir der Sitte gemäß, einen großen Teller voll Kuchen geschickt. Die Kuchen waren es aber doch nicht, was mir das Scheiden so schwer machte, sondern ihr vortreffliches Herz.

Nach dem Kaffeetrinken begleiteten mich Mutter und Tochter noch bis in das Pfarrhaus und hier drückten wir uns zum letztenmale die Hand. Die beiden Frauen konnten ebenfalls die Thränen nicht zurückhalten, und so wurde uns der Abschied recht schwer.

Die Köchin des Pfarrers hieß mich in die Studierstube treten, denn der geistliche Herr war noch nicht von seinen Krankenbesuchen zurückgekehrt, wurde aber jeden Augenblick erwartet. Die Stube hatte viele angenehme Erinnerungen für mich, denn auch der Pfarrer war mir immer ein lieber Herr gewesen; aber auch eine unangenehme tauchte in mir auf, als meine Augen auf den alten Lehnsessel fielen, in welchem er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Die Sache verhielt sich so: Als ich noch ein kleiner Junge war, sollte ich dem Herrn Pfarrer zu seinem Namenstage ein Gedicht vortragen. Die Mutter hatte mich in meinem besten Staate hingeführt, und ich war meiner Sache so gewiß, daß ich ganz keck eintrat und mich vor den alten Herrn hinstellte; aber das ehrwürdige Gesicht setzte mich so in Verlegenheit, daß ich vor lauter Verwirrung den Anfang meines Gedichtes nicht finden konnte. Wohl zehnmal setzte ich an, aber die Stimme blieb mir im Halse stecken, und außer einem verlegenem Räuspern kam Nichts zum Vorscheine.

Da hatte der alte Herr Mitleid mit mir, fühlte in die Tasche, gab mir drei Böhmen und sagte: „Laß es nur gut sein, Franzle; ich weiß doch, daß Du

Deine Sache kannst. Geh jetzt wieder nach Hause." Sechs Wochen nachher kam mir noch die Schamröthe in's Gesicht, wenn ich den Pfarrer sah, und jetzt, nach so vielen Jahren, war es abermals der Fall.

Der Pfarrer kam endlich. „Geh mit Gott," sagte auch er, und er fügte hinzu: „Franzle, wenn Du ein rechtschaffener Lehrer werden willst, so mußt Du recht tüchtig studiren, denn was Du jetzt weißt, das reicht noch bei Weitem nicht aus. Mit etwas Fleiß aber wirst Du schon über den Berg kommen, denn Du hast einen guten Verstand und ein rechtes Geschick für Deinen künftigen Beruf." Das Lob setzte er wohl nur hinzu, um mich zu ermuthigen; ich nahm es aber gerne mit auf den Weg, und das bischen Eitelkeit, welches ich damals empfand, hat mir in der Folge nicht geschadet.

Am folgenden Morgen nahm ich mein Bündelchen in die Hand und verließ in Begleitung der ganzen Familie das elterliche Haus. Nur der älteste Bruder fehlte, denn er hatte als Freiwilliger die Befreiungskriege mitgemacht und lag noch in Breslau in Garnison. Eine Strecke weit gingen wir schweigend zusammen, dann drang die Mutter darauf, daß der Vater und die Geschwister wieder zurückkehrten, um nicht zu viel Zeit zu verlieren. Ich glaubte, das Herz müsse mir entzwei brechen, als Eines nach dem Andern mir die Hand schüttelte und mir den Abschiedskuß gab. Wohl zwanzigmal drehte ich mich noch um, und da standen sie immer noch und winkten mit Hüten und Taschentüchern. Endlich wurden sie durch den Wald verdeckt, und nun ging es rüstig weiter. Nur die Mutter war bei mir geblieben.

Der alte Lehrer erwartete uns schon an der Thüre und führte uns in das Zimmer, wo bereits ein Imbiß bereit stand. Essen konnte ich nicht, denn der Abschied von der Mutter ging mir zu nahe.

„Ei," sagte der Lehrer, „Du bist doch kein Kind mehr. Wer wird denn so viel Aufhebens von einer Meile Entfernung machen? Wenn Du es einmal gar nicht mehr aushalten kannst, so bist Du an einem Sonntage schnell hinübergesprungen."

Er wies mir ein kleines, armseliges Stübchen an und machte mich mit den Obliegenheiten meines neuen Standes bekannt, während meine Mutter mich der Hausfrau empfahl und ein Langes und Breites von meinen guten Eigenschaften erzählte. Als sie fort war, lief ich die Treppe hinauf und legte mich in's Söllerfenster, um ihr noch so weit als möglich nachzuschauen. Der letzte Zipfel ihres Kleides verschwand hinter den Bäumen und nun war ich ganz allein in einer fremden Umgebung. So ein Landkind, welches daheim im Kreise seiner Lieben aufgewachsen ist, findet sich nicht so leicht bei fremden Leuten zurecht und es dauert immer eine geraume Zeit, bis es Zutrauen faßt und sich heimisch fühlt. Als ich so allein auf dem Speicher des Hauses stand, da war es mir, als stehe mein Herz still, und ich meinte, Hände und Füße müßten mir abfallen. Die unbekannte Zukunft, der ich nun entgegen ging, kam mir so entsetzlich vor, daß ich fürchtete, jeden Augenblick müßte sich etwas Schreckliches begeben.

Wer weiß, wie lange ich noch da oben gestanden und die Hände nach meinem Dorfe ausgestreckt hätte, wenn der Lehrer nicht gekommen wäre, mich in die Schule zu holen.

„Franzle," sagte er, „Du bist doch ein sehr thörichter Junge. Wenn Du schon um einer solchen Kleinigkeit willen die Ohren hängen lässest, was soll es denn werden, wenn Du einmal in die weite Welt gehen mußt. Komm jetzt hinab in die Schule und fang dein Handwerk an."

Ich wischte mir die Thränen aus den Augen und folgte ihm in die Schulstube, wo Knaben und

Mädchen vom verschiedensten Alter durcheinander saßen.

„Paß jetzt auf," flüsterte er mir zu. „Wenn Du das Unterrichten ein wenig weg hast, dann sollst Du mich ersetzen."

Ich drückte mich in eine Ecke und horchte; aber jeden Augenblick lief mir ein Zucken über das Gesicht, denn die Kinder starrten mich wie ein Meerwunder an und gaben auf den Lehrer gar nicht acht.

„Ihr Racker," rief der alte Mann im Zorne, „wollt Ihr wohl aufpassen und eure Augen auf mich richten!" Eine derbe Ruthe von der Wand nehmend, hieb er ein halb Dutzend der Unaufmerksamsten durch, wandte sich dann zu mir und sprach: „Merk Dir dies Franzle; ohne die Ruthe geht es einmal nicht. Nur derb drüber gehauen, wenn sie nicht pariren!"

Das Mittel half allerdings, wenigstens für eine kurze Zeit, aber mit dem Achtgeben hatte es doch noch immer seinen Haken; die Schelme lauerten unter den Augenbraunen durch nach mir.

Die Ruthe setzte sich noch so häufig in Bewegung, daß ich einen ordentlichen Abscheu gegen diese Erziehungsmethode bekam und den Vorsatz faßte, dieselbe nicht zu befolgen. Eine Stunde war endlich mühsam herumgegangen. Der Lehrer war in Schweiß gebadet und die Schüler saßen mit verdrießlichen oder stumpfen Gesichtern da.

„Geht jetzt spielen," sagte der Lehrer. Ueber Tische und Bänke springend stürmte das junge Volk hinaus und machte draußen einen Lärm, daß man glaubte, sie wollten das Schulhaus abbrechen.

„Franzle," wandte sich der Lehrer an mich, „ich habe noch einen Haufen Grummet auf der Wiese

liegen, der durchaus herein muß, wenn er nicht ganz verderben soll. Du wirst mit den Kindern schon fertig werden. Um zwölf Uhr läßt Du sie laufen."

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er hinweg und ließ mich allein. Ich will es Ihnen nur gestehen, meine Herren, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken lief, aber ich richtete meine kurzen Stoßseufzer zu Gott und bat ihn recht innig, mir in meiner Noth beizustehen und mir den richtigen Weg zu zeigen. Es ist wunderbar, was für ein Trost in einem solchen kurzen Stoßseufzer liegt! Mit einemmale war meine Traurigkeit wie weggeblasen, und wenn ich auch nicht wußte, wie ich die Sache angreifen sollte, so hatte ich doch Vertrauen und zugleich den festen Vorsatz, mich von keiner Schwierigkeit zurückschrecken zu lassen. Also stellte ich mich an die Thüre und klatschte in die Hände.

Einzelne willige Schäflein kamen sogleich herein und setzten sich in die Bänke; die Mehrzahl aber kümmerte sich gar nicht um mich und ich mußte das Händeklatschen noch einige Male wiederholen. Endlich waren sie alle da, aber ich wußte nicht recht, was ich beginnen sollte. Da es mir einleuchtete, daß ich die Namen der Kinder kennen mußte, so begann ich gleich mit dem Kleinsten, welches gerade vor mir saß und fragte? „Wie heißt Du, Kleiner?"

„Ich heiße auch Franzle," gab er mit großer Zungengeläufigkeit zur Antwort, „und ich wohne drunten in der Oelmühle. Mein kleines Brüderchen soll auch bald in die Schule kommen, aber er will ganz und gar nicht, weil es so viele Prügel giebt."

„Ei," gab ich lachend zur Antwort, „wenn er brav ist, dann bekommt er sicher keine Prügel. Der Stock hängt allerdings da, aber ich will einmal sehen, ob wir nicht ohne denselben fertig

werden. Wenn Ihr Alle fleißig seid und Eure Unarten ablegt, dann bekommt er Nichts zu thun, und wir könnten ihn am Ende gar verbrennen."

Das kam den Schülern ganz spaßhaft vor, denn sie waren an das Prügeln so gewöhnt, daß sie es für einen nothwendigen Theil des Unterrichts ansahen.

Nachdem ich mir ein Dutzend Namen gemerkt und dieselben in mein Taschenbuch geschrieben hatte, erzählte ich ihnen eine Geschichte. Es handelte sich um ein Kind, welches eine Menge von Untugenden besaß, die es nach und nach ablegte, und dadurch glücklich und zufrieden wurde. — Selbst der böse Mensch kann sich in seinem Herzen nicht enthalten, den Guten Beifall zu spenden, und dieser Beifall ist merkwürdiger Weise oft um so größer, je schlimmer derjenige, der ihn spendet. Bei Kindern, die trotz ihrer Unarten oft noch unverdorben sind, findet dieselbe Erscheinung statt, ein Beweis, daß das Gute von Allen gewünscht wird, und daß es eine Hauptaufgabe der Erziehung ist, es den Kindern zu vermitteln.

Sie hatten eine solche Freude an meiner Erzählung gefunden, daß sie mich am Schlusse um eine neue baten. Mit Freuden zog ich Nutzen aus dieser Gelegenheit und gab zur Antwort: „Wir sind nicht zum Erzählen hier, sondern zum Lernen, aber wenn ich zufrieden mit Euch bin, wenn Ihr recht fleißig und artig seid, dann werde ich Euch zur Belohnung zuweilen eine solche Freude machen."

Die Kinder zogen ihre Gesichter in Falten des Bedauerns, aber ich konnte sehen, daß sie sich vornahmen, sich so zu betragen, daß sie bald wieder eine Erzählung erhielten. Zum Erzählen, meine Herren, hatte ich von jeher viel Talent, und es hat mir oft über die Schwierigkeiten der Erziehung hinweggeholfen. Ich rathe daher jedem Lehrer, dieses

Erziehungsmittel nicht zu vernachlässigen, aber es muß von Mund zu Mund geschehen und kann durch Vorlesung nicht ersetzt werden.

Die Zeit, welche mir noch übrig blieb, reichte bei Weitem nicht hin, um auch nur einen oberflächlichen Begriff über den Standpunkt der Kinder zu bekommen. Nur mit einigen kam ich in's Reine und setzte sie mit den Gleichartigen zusammen.

Als es zwölf Uhr schlug, wollten sie über die Bänke hinweg, aber ich winkte ihnen mit der Hand und sagte, daß ich vorher noch ein Stückchen erzählen wolle. Sogleich setzten sie sich wieder nieder und schlugen horchend die Arme übereinander. In meiner Erzählung wußte ich es einzurichten, daß ich ihnen zeigte, wie häßlich es sei, wenn die Kinder so wild und stürmisch die Schule verließen. Sie merkten sich die Lehre und ich hatte das Vergnügen, daß sie weit sittsamer nach Hause gingen.

Wenn ich schildern wollte, wie ich nach und nach das Schulhalten lernte und mich mit den Schülern auf einen vertrauten und väterlichen Fuß stellte, so würde ich Sie nicht wenig langweilen, denn es kostete mich ganze Nächte des Nachdenkens und häufig gelang es doch erst nach vielen Experimenten. Das Beste erlernte ich durch das Gebet, denn so oft ich mich ernstlich an den lieben Gott wandte, kam mir immer ein guter Gedanke, den ich auch mit beiden Händen fest hielt. Der Lehrer kümmerte sich bald gar nicht mehr um die Schule, sondern ging seiner Landwirthschaft nach. Es war gut so, denn bei seiner Mitwirkung würde der Stock niemals in das Feuer gekommen sein.

Der Lehrer war auch zugleich Küster, nnd dieses Amt versah er mit großer Vorliebe; nur das Reinigen der Kirche, das Abstäuben und Zieren der Altäre, so wie das Läuten und Orgelspielen überließ er mir.

Schon am ersten Abende mußte ich mit in die Kirche, um die Abendglocke zu läuten. Unser Weg führte über das Musikchor und die Gewölbe zu den Glocken empor. „Da, zieh,“ sagte er, als wir oben waren, und drückte mir das Glockenseil in die Hand. „Mein Rücken ist mit der Zeit zu steif geworden,“ fuhr er fort; „Du hast starke Knochen und bist noch geschmeidig.“

Welcher Junge, der viel in Kirche und Schule verkehrt, hätte nicht schon das Läuten besorgt? Die Herren Küster ziehen sich für diese Beschäftigung gerne junge Küster heran, und die Knaben nehmen sie ihnen mit Vergnügen ab. Auch ich hatte es in meinem Heimathorte oft genug besorgt und konnte damit fertig werden.

Der Schall der Glocken drang durch die Schallöcher über das Dorf und in die Ferne. Ich stellte mir vor, wie die Leute in Wald und Feld jetzt überall die Arbeit ruhen ließen, die Kopfbedeckung abnahmen und das Ave beteten.

„Ach, wenn meine Eltern und Geschwister das Läuten nur auch hören könnten“, dachte ich, „und wenn sie wüßten, daß ich hier am Seile ziehe und mich in Gedanken mit ihnen beschäftige!“

Als ich fertig war, klopfte mir der Lehrer auf die Schulter und sagte: „Gut Franzle! Du wirst von jetzt ab jeden Morgen um fünf, Mittags gleich nach zwölf und Abends um sieben läuten. Wenn mehrere Glocken nothwendig sind, was ich Dir jedesmal sagen werde, dann nimmst Du ein paar von den größern Schülern mit!“

Im Anfange hatte das Läuten einen großen Reiz für mich, denn wenn ich in die Schallöcher kletterte, konnte ich den Kirchthurm meines Dorfes sehen und das mäßigte immer ein wenig das Heimweh, welches mir in den ersten Monaten gewaltig zusetzte.

Im Herbste dieses Jahres wurden überall in Deutschland Friedensfeste gefeiert; es war kein Dorf so klein, wo man der Freude, daß der Erbfeind Germaniens endlich gedemüthigt und der goldene Frieden wieder eingezogen war, nicht einen äußerlichen Ausdruck geben wollte. Natürlich blieb auch unser Dorf nicht zurück, ja es gab sogar Manchem in der Umgebung einen Anstoß zur Nachahmung. Der alte Lehrer, ein begeisterter Vaterlandsfreund, hatte sich an die Spitze eines Festcomités gestellt. Zu den Festlichkeiten gehörte auch ein Zug durch das Dorf, bei welchem neben den Erwachsenen die Schulkinder eine große Rolle spielten. Der alte Lehrer saß in seinem rothsammtenen Fracke hoch zu Rosse und führte die singende Schaar an. Stolz und Begeisterung hoben seinen schon gekrümmten Körper und er machte wirklich eine staatliche Figur auf dem Pferde. Ich selbst ging demüthig zu Fuße, aber ich war nichts destoweniger voll Freude, denn auch mein Herz schwelgte in dem Gedanken, daß wir die windigen Franzosen geschlagen und hoffentlich für lange Zeit von den Grenzen zurückgetrieben hatten. Außerdem hatte ich damals einen so prachtvollen Aufzug niemals gesehen und meinte, es könne in Breslau und Berlin nicht schöner sein. Nun habe ich allerdings seit jener Zeit viel Schöneres gesehen, aber jenes Friedensfest, wie oft es auch von andern Festen in den Schatten gestellt wurde, ist immer ein Glanzpunkt in meinen Erinnerungen geblieben, und noch heute denke ich mit Vergnügen daran.

Im Allgemeinen war das Dorf für mich kein Rosengarten, denn die Stelle, welche ich bekleidete, trug kaum so viel ein, wie der Lohn eines Knechtes. Die Kost war schlecht und kärglich. Da ich nun eigentlich aus dem Hunger nie heraus kam, so hatte ich auch fast niemals das Gefühl einer vollkommenen

Befriedigung, und ich beneidete die Bauernjungen, welche auf meinen Schulbänken saßen, nicht wenig wegen ihrer dicken Köpfe und fleischigen Muskeln. Aber der Hunger war auch ein Anreiz zur Arbeit. denn wenn ich mich recht in die Bücher oder in die Musik vertiefte, hatte ich keine Zeit, an meinen knurrenden Magen zu denken. Wollte er sich aber ganz und gar nicht beschwichtigen lassen, so flüchtete ich mich in die Bibel, wo ich im alten und im neuen Testamente eine Menge Beispiele von großer Enthaltsamkeit fand. Ihnen suchte ich nachzustreben, und so wurde nicht nur mein Loos erträglicher, sondern ich lernte auch nach und nach mit Wenigem auskommen, ohne Etwas an meiner Gesundheit einzubüßen.

Allgemach kam der Winter und das Abendläuten reichte immer später in Nacht und Dunkelheit hinein. Da ich niemals eine Laterne mitnehmen durfte, so waren diese Gänge wahrlich keine angenehmen, besonders weil ich oft an offenen Gräbern vorüberschreiten mußte und dann das Chor und die Kirchengewölbe zu überklettern hatte. Ich gewöhnte mich zwar mehr und mehr an diese Gruselfahrten, aber ich behielt doch immer einen gewissen Abscheu vor denselben.

Einst war ein Mann aus der Gemeinde gestorben, der in einem schlechten Rufe stand. Man erzählte sich, er sei nicht allein ein Dieb gewesen, sondern habe auch mehrere falsche Eide geschworen, und Einige stellten sogar die Behauptung auf, er habe mit dem Teufel im Bunde gestanden.

Ich war mit bei dem Begräbnisse und sah den Sarg einsenken. Nur wenige Leichenbegleiter befanden sich auf dem Kirchhofe und diese wenigen schienen sich das Wort gegeben zu haben, dem Meineidigen kein Vaterunser nachzubeten. Als ich am Rande des Grabes niederkniete und mit gefalteten Händen

in die Gruft hinabschaute, flüsterte mir der zunächststehende Bauer zu: „Beten Sie doch nicht, Herr Lehrer, denn den hat doch der „Gott sei bei uns“ geholt und Sie werden ihn nicht wieder aus den Klauen desselben heraus beten.

Unwillkürlich rückte ich von dem Grabe zurück, denn es war mir gerade, als wenn der Sargdeckel aufging und sich die starre Hand des Gestorbenen nach dem Bauern ausstreckte. Ich aber glaubte nun erst recht beten zu müssen, und ich that es auch mit wahrer Andacht. Während wir noch auf dem Kirchhofe waren, brach ein Sturm aus, so daß die Bäume wie Halme durcheinander geschüttelt wurden, und die Luft war so voller Schnee, daß es ganz dunkel wurde.

„Seht ihr,“ flüsterte der Bauer, die höllischen Heerschaaren reiten durch die Lüfte, um seinen Leib zu holen. Laßt uns machen, daß wir hier fortkommen!“

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth, und obschon ich nicht eigentlich furchtsam war, so sah ich den Gestorbenen doch beständig im Kampfe mit den Dämonen.

Nach dem Begräbnisse legte sich der Sturm; an seine Stelle trat ein unaufhörliches Schneegestöber, so daß die Straße des Dorfes kaum zu passiren war. Die Folge war, daß ich den Nachmittag ohne Schüler zubringen mußte. Frühzeitig begab ich mich auf mein Stübchen und legte Feuer ein. Die Wärme war um so behaglicher, je unfreundlicher draußen das Wetter war. Ich hatte mich ganz in meine Studien vertieft und hörte nicht einmal, daß draußen der Sturm wieder losbrach, bis es so dunkel wurde, daß ich mir ein Licht anzünden mußte. Jetzt hörte ich das gewaltige Brausen über meinem Kopfe, so wie das Pfeifen und Heulen in den Straßen, und

ich konnte in Folge dessen nicht wieder in den rechten Fluß kommen.

Da hörte ich den Lehrer rufen: „Franzle, denkst Du den nicht an das Abendläuten?“

Ich hatte wirklich nicht daran gedacht, und jetzt, wo ich daran erinnert wurde, kam es mir so unangenehm vor, daß ich gern ein paar Böhmen hingegeben hätte, um einen Stellvertreter zu bekommen. Mit zögernden Schritten ging ich hinab in die Wohnstube, wo der große Kirchenschlüssel an einem Nagel hing. „Franzle, Franzle,“ sagte der Lehrer, „ich hoffe nicht, daß Du nachlässig wirst. Spute Dich ein Bischen; denn die Zeit ist schon vorüber.“ —

Rasch nahm ich den Schlüssel, aber draußen im Sturm, der mir fast den Rock vom Leibe nahm, wurde es mir wieder recht trübselig zu Muthe. Es war aber auch in der That ein Wetter, als wenn die Welt untergehen solle. Der Wind pfiff in den verschiedensten Tonarten um die Ecken der Häuser und von Zeit riß der Sturm einen schlecht eingehakten Fensterladen ab und schmetterte ihn mit großem Gepolter gegen irgend einen Giebel, daß er in Stücken auf den Schnee herabfiel.

Endlich hatte ich mich durchgehaspelt bis auf den Kirchhof, wo ich mich vorsichtig weiter tastete, denn es war so dunkel, daß ich nicht einmal die Kirche sehen konnte. Bald war ich vom Wege abgerathen und stolperte bald hier bald dort über einen Grabhügel in den Schnee. Plötzlich sank ich bis über dem halben Leib in eine Vertiefung. Das konnte nur das frische Grab sein, welches wegen des heftigen Schneegestöbers noch nicht zugeworfen worden war. Ein Grausen erfaßte mich, und dieses wurde noch größer, als ich bei meinen vergeblichen Bemühungen, wieder herauszukommen,. mit meinen Füßen auf den Sarg kam. Die Angst verlieh mir übrigens

Riesenkräfte und ich schwang mich auf den beschneiten Rand.

Wie ich eigentlich an die Kirchenthüre kam, das weiß ich bis heute noch nicht, aber ich war da, und zögerte nun auch keinen Augenblick, sie aufzuschließen, denn dort hielt ich mich für sicher vor den bösen Geistern, welche, der Aussage des Bauern gemäß, dem Begrabenen nachstellten.

Der Sturm ließ jetzt plötzlich nach und es wurde so stille, daß ich jedes Geräusch meiner Füße bis zum Hochaltar hinauf schallen hörte. Die ewige Lampe brannte nur sehr schwach; ich erinnerte mich, daß schon am Mittage das Oel stark beigebrannt gewesen war; deßhalb ging ich hinauf, um neues zuzugießen. Jedes Sandkörnchen knirschte unter meinen Füßen, und die Stille wurde nun ebenso unheimlich, wie vorher der Sturm. Dazu kam noch, daß ich mir immer den Todten vorstellen mußte, dessen grinsende Züge mich überall hin verfolgten. Sie können sich also denken, meine Herren, daß der Gang nach dem Thurme ein wahrer Martergang war. Ich mußte ihn aber doch machen. Also öffnete ich die große Thurmthüre und nahm langsam und bedächtig eine Stufe nach der andern unter die Füße. Es ist merkwürdig, wie die Angst wächst, wenn sie im menschlichen Herzen einmal Platz gegriffen hat. Als ich über das Musikchor hinaus war, hing mir an jeder Haarspitze, trotz des kalten Wetters ein Schweißtropfen. Der Weg war noch lange nicht zurückgelegt, und ich wäre gerne wieder umgekehrt, aber ich fürchtete die Ungnade des Lehrers, darum ging ich vorwärts und gelangte endlich auf das Gewölbe, einen weiten Raum, welcher den ganzen Thurm ausfüllte. Durch die Ritzen, welche für den Luftzug angebracht waren, schimmerte ein wenig von der Schneehelle der nächsten Gebirge herein, aber es war nicht genug, um dem Raum, der schon am hellen

Tage ziemlich düster war, zu erhellen. Es lag eben nur so viel von dieser Helle in der Luft, daß man die Dunkelheit desto besser bemerken konnte. Da ich die Richtung kannte, wo die zum Glockenstuhle emporführende Leiter stand, so ging ich mit vorgestreckten Händen vorwärts und hatte mich bald herangetastet. Die Sprossen krachten beim Aufsteigen, und dieses Geräusch hatte in der herrschenden Stille einen so eigenthümlichen Ton, daß ich gegen meinen Willen wieder an den Todten erinnert wurde. Ich mußte wirklich alle meine Sinne zusammennehmen, um glücklich nach oben zu gelangen.

Da stand ich nun, keuchte und klapperte mit den Zähnen und griff nach dem Seile. Die Angst hatte mir die Kraft genommen, und es dauerte lange, bis die Glocke recht im Zuge war. In ihrem Schalle aber lag für mich eine Ermunterung, denn es war mir, als wenn diese zum Himmel redende eherne Zunge auch für mich spräche und die Engel zu meinem Beistande anrief.

Nun war ich geborgen, die Angst verschwand und ich konnte mit Ruhe und Ueberlegung die neun Schläge thun, welche die Menschen zum Gebet rufen. Die Engel haben mir überhaupt manchmal im Leben durchgeholfen, und es ist mir zuweilen gewesen, als ob ich das Walten meines Schutzengels ordentlich verfolgen könne.

Viel heiterer, als ich gegangen war, kehrte ich in das Schulhaus zurück; aber ich meinte doch der Lehrer könne mir auf dem Gesichte ablesen, welche Angst ich ausgestanden hatte.

War mein Leben im Schulhause kein besonders erfreuliches, so war das Pfarrhaus ein wahres Paradies für mich. Der würdige Geistliche erkannte, daß ich mich in der Schule nach Kräften bemühte, und da er die guten Früchte dieser Bemühungen nicht verkennen konnte, so griff er mir gerne unter die

Arme und erweiterte gesprächsweise meine Kenntnisse. In der Küche schaltete die alte Katharina, sie hatte immer den Tisch für mich gedeckt, wenn sie merkte, daß im Schulhause die Bissen schmal waren. Solche Wohlthaten, meine Herren, haben für einen jungen Menschen von Ehrgefühl etwas Niederdrückendes. Das war auch der Grund, warum ich im Anfange nicht zu bewegen war, sie anzunehmen. Der Pfarrer aber verstand es, seiner Gastfreundschaft den Stachel zu nehmen. Es verging fast kein Tag, an welchem er nicht irgend eine Beschäftigung für mich hatte. Bald mußte ich ihm Auszüge aus dem Pfarrarchiv machen, bald schriftliche Arbeiten für ihn anfertigen oder auch in der Nachbarschaft Bestellungen ausrichten. Besonders hatte er es auf meine musikalischen Künste abgesehen, von denen ich bald die eine, bald die andere produciren mußte. Da verstand es sich eigentlich von selbst, daß ich auch am Mahle Theil nahm und hin und wieder einen besondern Imbiß nicht verschmähen durfte. Mit der alten Katharina stand ich auf einem recht vertrauten Fuße. Sie hielt viel von meinen Fähigkeiten, vielmehr, als in der Wirklichkeit gerechtfertigt war; deßhalb that sie niemals etwas Wichtiges, ohne meinen Rath zu hören. Mitunter hatte ich auch von ihr zu leiden, denn sie war eine sehr derbe Natur, welche keine Rücksichten nahm, wenn sie sich mit Recht oder mit Unrecht verletzt glaubte. Ich will hier nur ein Beispiel anführen:

Im Pfarrhaus gab es viel Arbeit und die alte Katharina war mit der Zeit nicht mehr im Stande, dieselbe zu bewältigen; deßhalb sollte eine jüngere Verwandte von ihr in's Haus kommen, die ebenfalls den Namen Katharina trug. Sie war nun sehr gespannt darauf, zu erfahren, wie ich mir da mit der Benennung heraushelfen würde. „Na, Franzle,“ sagte sie lachend, „da gebe ich Dir eine Nuß zu knacken.“

Mir schien die Lösung sehr natürlich und ich gab zur Antwort: „Ei, das ist doch eine selbstredende Sache; zu Ihnen sage ich die alte Katharina und zu der andern die junge Katharina."

So harmlos ich auch bei dieser Aeußerung war und so wenig Verletzendes in dem Tone lag, so nahm die Köchin die Sache doch schief und gab mir eine schallende Ohrfeige. Sie that es allerdings mit lachenden Munde, aber ich hatte die Züchtigung doch weg und durfte mich nicht einmal beklagen. Aus dieser Ohrfeige lernte ich, daß auch ältere Damen noch jung sein wollen und daß man ohne eine gewisse Galanterie im Ausdrucke nicht leicht mit ihnen auskommt. Die Ohrfeige, für welche ich keine Revanche nehmen durfte, machte mich später vorsichtig, und ich habe mir ein solches Vergehen nicht wieder zu Schulden kommen lassen.

Die Zuhörer mußten bei dieser Episode herzlich lachen; auch Fräulein Anna stimmte mit ein, aber sie meinte, der Oncle thue den Frauen doch Unrecht, wenn er sie alle für so eitel halte; sie ihrerseits sei nun auf dem besten Wege, eine alte Jungfrau zu werden, aber sie würde es dem Oncle sicher nicht übel nehmen, wenn er sie auch so nenne.

Drittes Kapitel.

Frisch drauf gehauen und den Esel herausgeprügelt. — Ja, Fränzle, du müßtest aber mehr gelernt haben. — Ein Brief aus Breslau. — Die ehernen Glockenzungen. — Abschied von der Schule. — Undank ist der Welt Lohn. — Halt Gott vor Augen. — An Gottes Segen ist Alles gelegen. — Das Ränzchen geschnürt. — Auf des Bruders Stube in Breslau. — Die gebratenen Tauben kommen einem nicht in den Mund geflogen. — Professor K. — Joseph in Egypten. — Eine Kirche am Wege. — Das Studieren. — Die jungen Poeten. — Rector Kählers Ansichten übe Opferkälber. — Baarfuß in die Ferien. — Standeswahl. — Auf der Universität. — Noth und Drangsal. — Der arme Schneider. — Eine edle Frau. — Der Weihnachtsbaum.

Der ehrwürdige Greis war zum Erzählen aufgelegt, und es machte ihm offenbar Vergnügen, sich wieder einmal in seine Jünglingsjahre zurückzuleben. Er fuhr fort: „Wahrscheinlich wäre mir in der Dorfschule die eigentliche Pädagogik verschlossen geblieben, denn der alte Lehrer mit dem rothsammtnen Frackrocke bekümmerte sich gar nicht um meine Bestrebungen. Wenn ich ihn in schwierigen Fällen einmal um Rath fragte, so sagte er ganz kurz: „Du weißt ja, wo der Stock hängt. Mit Kindern und Soldaten bedarf es nicht viel Federlesens. Frisch drauf gehauen und den Esel herausgeprügelt!“

Der Stock war indessen längst verbrannt, denn ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ich ohne denselben viel besser fertig wurde, als der Lehrer mit

ihm. Der gute Pfarrer gab mir allerdings mitunter gerne einen Wink, aber ich konnte ihn doch nicht immer belästigen und zudem brauchte ich auch mitunter Belehrung über Dinge, die ihm selbst fremd waren, wenigstens ging er nicht gerne darauf ein.

Noch ein Umstand kam hinzu, der mir den Aufenthalt im Dorfe ein wenig verleidete. Von jeher hatte ich einen Durst nach Wissen in mir empfunden, dem ich nur eine ungenügende Rechnung tragen konnte. Während meines Lehrerlebens nahm derselbe in dem Grade zu, wie mir der Pfarrer das Verständniß der einen oder andern Sache erschloß. Manchmal stellte ich ihm Fragen, die er mir nicht beantworten konnte, weil ich zu wenig vorgebildet war. „Ja Franzle," pflegte er dann zu sagen, „wenn ich Dir's auch deutlich machen wollte, so würdest Du es doch nicht verstehen. Du müßtest dafür eben mehr gelernt haben!"

Das ärgerte mich nicht wenig und ich nahm mir jeden Tag vor, das Mangelnde nachzuholen; aber das ging eben nicht. Wenn ich zu meinen Eltern kam, lag ich ihnen an, mich noch Etwas studiren zu lassen, weil ich merke, daß es mir an allen Ecken fehle. „Franzle," sagten sie dann, „wir wolltens gerne thun, aber wir sind nicht im Stande dazu. Schau, Deine Geschwister und wir müssen den ganzen Tag im sauersten Schweiße arbeiten, um nur das tägliche Brod zu haben. Gegen uns führst Du noch ein rechtes Herrenleben. Sei also zufrieden mit dem, was Du weißt; für einen Schulmeister reicht es ja doch aus."

In dieser Hinsicht aber war meine Denkungsart ganz verschieden von der ihrigen; ich war fest überzeugt, daß der Volksschullehrer nicht leicht zu viel wissen kann. Hatte ich doch bemerkt, daß Alles flotter von der Hand ging, wenn ich selbst eine gehörige Einsicht in die Dinge hatte, welche ich die

Kinder lehren sollte. Seitdem bin ich ein alter Mann geworden, aber diese Meinung hat sich bis heute noch in Nichts geändert. Der Staat thut jetzt ungleich mehr für die Ausbildung der Lehrer, und die Schulen sind in Folge dessen um tausend Prozent besser geworden, aber es muß nach meiner Meinung doch noch ganz anders kommen.

Auch meinen ältesten Bruder in Breslau hatte ich meine Noth geklagt; obschon ich wußte, daß er derselben nicht abhelfen konnte, so lag ihm doch mit jedem Briefe in den Ohren. Er antwortete ebenso wie die Eltern geantwortet hatten. Einmal aber kam ein Brief folgenden Inhaltes! „Lieber Bruder, wenn Du es denn gar nicht verwinden kannst, so komme nach Breslau und studire noch ein paar Schulen, ehe Du wirklich Schulmeister wirst. Ich kann Dir aus eigenen Mitteln freilich, außer einer Schlafstelle Nichts anbieten; auch weiß ich noch nicht, wie sonst Hülfe zu schaffen ist, aber wir wollen uns einmal auf den lieben Gott verlassen. Wenn Du wirklich das Zeug zu einem Studenten in Dir hast, so wird er Dir auch weiter helfen."

Sie glauben gar nicht, meine Herren, welch ein Heer von Hoffnungen dieser Brief in mir weckte. Obschon er eigentlich Nichts enthielt, was mich freudig stimmen konnte, so fühlte ich mich vor Entzücken doch fast in den Himmel erhoben, und ich war fest entschlossen, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen.

Als ich Abends zur Kirche ging, um die Glocke zu läuten, da stieg ich in's Schallloch und schaute nach der Gegend hin, wo die große Stadt Breslau lag. Mein Auge schweifte von Dorf zu Dorf, von Wald zu Wald, von Berg zu Berg. Wenn ich Flügel gehabt hätte, ich wäre sogleich hinausgeflogen. Da das aber nicht der Fall war, so mußte ich einstweilen auf meinem festen Standpunkte bleiben. Als ich wieder hinabgestiegen war, überkam mich eine

unendliche Sehnsucht nach Breslau; unter meinen Glocken niederknieend, faltete ich die Hände und flehte den lieben Gott an, mich zu führen und zu leiten und mir auf meinen künftigen Lebenswegen beizustehen. Dann griff ich nach dem Glockenseile und zog mit allen Kräften. Der Schall der Glocke war derselbe, wie an andern Tagen, aber mir kam er ganz anders vor; in meine Ohren erklang er, wie ein feierlicher Choral, der von der Erde zu den Wolken und von den Wolken zu den Thoren des Himmels stieg. Ich glaubte, Gott könne den Ruf dieser ehernen Zungen nicht ohne Erhörung lassen, er müsse und werde mir helfen.

Wie war es so feiertäglich in meinem Gemüthe, als ich von der Leiter hinabstieg und über das Gewölbe schritt! Ein unsagbares Gefühl des Glückes hatte sich meiner bemächtigt. Es trieb mich zum Altare hin, wo die ewige Lampe brannte. Noch einmal mußte ich beten, noch einmal mein ganzes Herz vor Gott ausschütten.

„Was hast Du denn Franzle,“ fragte mich der Lehrer, als ich in die Stube trat, um den Schlüssel aufzuhängen; „was hast Du denn? Du siehst ja aus, als wenn Du das große Loos gewonnen hättest.“

„Ich werde bald Abschied von Ihnen nehmen,“ sagte ich; „denn ich gehe zu meinem Bruder nach Breslau.“

„Nach Breslau?“ fragte er in langgedehntem Tone, aus welchem das Unbehagen deutlich herauszuhören war. „Was willst Du denn in Breslau machen?“

„Ich will noch ein paar Schulen studiren, ehe ich Lehrer werde; denn es mangelt mir noch an allen Ecken.“

„Ach was mangeln,“ gab er unwirsch zur Antwort; „der Hafer sticht Dich. Du hast es zu gut

gehabt und möchtest es nun noch besser haben. Für einen Schulmeister weißt Du übrig genug. Es ist auch gar nicht einmal gut, daß wir zu viel wissen, sonst wollen wir zu hoch hinaus. Sei also vernünftig und bleibe hier!"

„Nein," gab ich zur Antwort, „ich bin fest entschlossen, und wenn es Ihnen recht ist, gehe ich schon am nächsten Montage, wo gerade mein Jahr herum ist."

„Wie sollte mir das Recht sein," entgegnete er ganz unwirsch. „Seit einem Jahre bin ich nicht mehr in der Schule gewesen, sondern habe mich mit der Ackerwirthschaft beschäftigt. Wenn ich nun plötzlich wieder unter die Rangen soll, dann wird mich der Aerger bis auf die Rippen auffressen."

Es that mir recht leid, daß der Mann so unglücklich war, und ich hätte ihm wohl einen guten Gehülfen gewünscht, aber ich konnte mich durchaus nicht entschließen, zu bleiben. Der Lehrer steckte sich gleich am andern Morgen in seinen rothsammtnen Frack und machte sich auf den Weg, um einen neuen Gehülfen zu suchen. Zu meiner unaussprechlichen Freude kam er noch am nämlichen Abende zurück und brachte einen Candidaten mit, der mich um einen ganzen Kopf überragte.

„Da hab' ich einen," sagte er zu mir. „Wenn Du ihn morgen eingeführt hast, kannst Du gleich Dein Bündel schnüren und gehen."

Die Einführung geschah am nächsten Morgen, wie es der Lehrer gewünscht hatte. Als ich den Kindern sagte, daß ich nun fortgehe und daß sie dem neuen Lehrer recht folgsam sein sollten, kamen mir gegen meinen Willen die Thränen in die Augen. Auch von den Kindern konnten einige das Schluchzen nicht zurückhalten, und so wurde mir der Abschied viel schwerer, als ich gedacht hatte. Mein Bündelchen war in dem Jahre noch leichter geworden;

denn ich hatte Manches verschlissen und mir nichts Neues anschaffen können. Als ich dem Lehrer die Hand drücken wollte, sagte er ganz frostig: „Es ist schon gut, geh nur!“

Das war eigentlich ein moralisches „Ausderthürhinauswerfen“, und wenn ich die Wahrheit bekennen soll, muß ich gestehen, daß es mir recht wehe that, denn ich war dem Manne, trotz seines abstoßenden Wesens immer zu Willen gewesen. Nun, später habe ich es noch oft genug erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist. Im Pfarrhause war der Abschied ein ganz anderer; der biedere Geistliche gab mir nicht allein seinen Segen, sondern auch manchen guten Rathschlag mit auf den Weg, und die alte Katharina fuhr mit der Schürze unter die Augen und schluchzte wie ein Kind. „Franzle,“ sagte sie, „Du wirst mir doch die Ohrfeige verzeihen! Wenn Du es aber nicht kannst, so gieb sie mir gleich wieder, daß wir quitt werden.“

„Ist längst verziehen,“ gab ich zur Antwort und schüttelte recht derbe die dargebotene Hand.

Nun ging es zu den Eltern. Jubelnd zog ich in das kleine Haus ein und wurde mit offenen Armen empfangen. „Wenn der Bruder nicht in Breslau wäre, ließ ich Dich nicht ziehen,“ sagte die Mutter, „denn in großen Städten taugt es für junge Leute ganz und gar nicht: ‚Franzle,‘ fuhr sie dann fort, ‚eines mußt Du mir versprechen, nämlich Gott vor Augen zu halten. Willst Du das?‘“ —

„Ganz sicher und gewiß, liebe Mutter!“

„Du mußt Dich nicht niederlegen, ohne Dein Abendgebet verrichtet zu haben und nicht ohne Morgengebet aufstehen. Wie viel Du auch zu thun und zu arbeiten hast, versäume an keinem Tage die heilige Messe, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Ich durfte ihr das schon versprechen, weil mir das Beten ein Bedürfniß war und weil ich es mit der Kirche immer so gehalten hatte, wie sie wünschte.

Nun war sie beruhigt und richtete ein Freudenmahl an. Von meinem Wunsche, schon am folgenden Tag gen Breslau zu ziehen, wollte sie Nichts hören. „Das geht nicht," sagte sie. „Du hast da drüben Deine Kleider wüst hergerichtet; ich muß deßhalb Manches neu machen lassen, und anders ausflicken. Wenn Du so abgerissen nach Breslau kommst, so hat kein Mensch Respekt vor Dir, und Jeder glaubt, Dich hänseln zu dürfen."

Wenn die Mutter einmal Etwas gesagt hatte, so stand es baumfest und Niemand wagte, daran zu rütteln, auch ich nicht. Also blieb ich noch eine ganze Woche. Sie wurde mir aber so lang wie ein Jahr.

Endlich, endlich war mein Ränzchen geschnürt und ich hatte den Reisestab in der Hand, denn die zehn Meilen bis Breslau mußten zu Fuß zurückgelegt werden. Was machte ich mir übrigens daraus? Ich war kräftig und gesund und liebte die Natur; also war die Fußreise für mich keine Qual, sondern ein Vergnügen. Jauchzend und singend verfolgte ich meinen Weg, und wenn mir mein mageres Beutelchen auch nicht gestattete, in den feinen Hotels einzukehren, so litt ich doch keinen eigentlichen Mangel.

Der Bruder in Breslau machte ein sehr freudiges und ein sehr pfiffiges Gesicht zugleich, als er mich sah. „Junge," rief er mit lautem Lachen, „ich bin begierig, wie wir uns durchwinden werden! Ich hoffe, Du hast Dich bei Deinem Schulmeister ein wenig an's Hungern gewöhnt, denn hier werden die Bissen sehr schmal werden."

„Es macht nichts, Bruder," gab ich zur Antwort; „ich bin mit einem Stück Brod und einem Schluck Wasser ganz zufrieden."

Er sah mir wohl an, daß es mir ernst war und freute sich über meinen genugsamen Sinn. „Der alte Gott lebt noch," sprach er lächelnd, „und wenn er einen Raben schickte, um den Propheten zu speisen, so wird er wohl auch in Breslau irgend einen Garkoch niedergesetzt haben, der uns die Suppe bereitet."

Das meinte ich auch und zog wohlgemuth zu seiner Stube, wo er mir meine künftige Schlafstelle anwies. „Franzle," sagte er, „leg' nun dein Bündel nieder und laß Dir das Essen gut schmecken. Leckerbissen kann ich Dir nicht geben, aber Du wirst auch nicht viel drauf halten, denn Du hast einen tüchtigen Marsch gemacht und bist sicher so hungrig wie ein Wolf!"

Während des Essens sah er mir mit rechtem Behagen zu, dann schmunzelte er, ergriff meine Hand und sprach: „Franzle, Du weißt, daß ich selbst Nichts habe und Dir also nicht gehörig unter die Arme greifen kann, aber ich habe doch Schritte für Dich gethan, und wer weiß, ob's nicht hilft. An die großen Leute kann unser einer freilich nicht sogleich heran, aber oft sind auch die kleinen nicht zu verachten. Schau, Bruder, ich hab' einen Freund, welcher als Domchoralist angestellt ist; dem habe ich gesagt, daß Du geschickt mit den Instrumenten umgehen kannst und auch eine feine Stimme hast. Der Freund hat nun wiederum das Seinige gethan und sich an den Regens des Convictes, den Herrn Professor K. gewandt, um Dich als Sänger zu empfehlen. Schau, wenn das ginge, wie ich mir's gedacht habe, so würde sich das Studiren von selbst machen; Du könntest Dir so viel ersingen, daß Du im Stande wärest, Deine Ausgaben zu bestreiten."

Das gefiel mir ausnehmend gut, und ich hätte gewünscht, daß schon Alles in Ordnung sei. Ich sollte übrigens nicht lange warten, denn als wir im besten Plaudern waren, kam eine Botschaft, ich sollte sogleich zum Herrn Professor K. kommen. Obschon ich diesen Ruf sehnsüchtig erwartet hatte, so schrack ich doch ordentlich zusammen, und ich fand allerlei an meiner Kleidung auszusetzen. Mein Bruder kämmte mir das Haar, bürstete mein Schuhe und nahm mich an die Hand, indem er sprach: „Wir müssen gleich hin; denn so vornehme Herren spaßen nicht, und die gebratenen Tauben kommen einem nicht alle Tage in den Mund geflogen."

Der Herr Professor nahm mich viel liebevoller auf, als ich gedacht hatte, und da er merkte, daß ich verlegen war, so plauderte er in der freundlichsten Weise einige Zeit mit mir, ehe er auf das eigentliche Thema überging. Unterdessen wanderten meine Augen über die Gegenstände im Zimmer und ich sah Manches, was mir unbekannt war. Meine Befangenheit aber verlor sich ganz, als ich an der einen Wand einen prächtigen Flügel bemerkte.

Der Professor machte einige Präludien und überreichte mir dann ein Notenblatt; indem er sprach: „Franzle, versuche einmal, ob du das singen kannst!" Es war das hübsche Lied aus Joseph in Egypten: „Ich war Jüngling noch an Jahren."

Meine Befangenheit war gänzlich verschwunden und ich sang es vom Anfang bis zum Ende ohne Tadel.

„Brav gemacht, Franzle," sagte der Professor, indem er mir die Hand reichte. „Ich höre von Deinem Bruder, daß Du eine große Liebe für die Studien hast. Wenn's Dein Ernst ist, so kannst Du gleich damit anfangen. Das Singen bringt schon Etwas ein, und wenn's nicht langt, so giebt's

immer noch gute Freunde, welche gerne Etwas zulegen."

„So schnell hatte ich mich nicht am Ziele meiner Wünsche geglaubt. Ich war deßhalb auch ganz außer mir, und ich wäre dem Herrn Professor gerne um den Hals gefallen, wenn ich mich nicht vor seinen großen Augen gefürchtet hätte: denn bei aller Liebe, welche in denselben leuchtete, ließen sie doch eine solche Vertraulichkeit nicht zu. Auf dem Rückwege zu meinem Bruder, trat ich in die erste Kirche, welche mir am Wege lag, und dankte dem lieben Gott für die Gnade, welche er mir hatte zu Theil werden lassen.

Nun ging es lustig an's Studiren; da ich Liebe zur Sache mitbrachte und nicht ganz auf den Kopf gefallen war, so machte ich rasche Fortschritte, was bei meinem vorgerücktem Alter allerdings auch sehr nothwendig war.

Wie Sie schon gehört haben, meine Herren, war ich ohne mein Zuthun an's Schulmeistern gekommen. Ich hatte mich nun zwar redlich bemüht, meine Pflicht zu thun, und das Wesen der Erziehung zu erfassen; auch hatte ich die Wichtigkeit des Faches erkennen gelernt und war damals von der festen Absicht durchdrungen, mich zu einem tüchtigen Lehrer heranzubilden. Sobald ich mich aber ganz den Wissenschaften widmen konnte, wollte es mir bedünken, als sei ich nicht auf dem rechten Felde gewesen. Ohne Bedauern sagte ich der Lehrerlaufbahn Lebewohl und nahm mir vor, so lange zu studiren, als es mir die Verhältnisse erlaubten. Mit innigem Danke zu Gott muß ich noch heute bekennen, daß ich auf meinen Wegen stets gute Leute fand, die mir die Ausführung meines Entschlusses erleichterten. Mühe, Arbeit und Anstrengung habe ich niemals gescheut, und damals, wo ich mir meine ganze Zu-

kunst erbauen sollte, erst recht nicht. Wenn ich noch so müde war, so boten mir die Bücher immer von Neuem eine Erholung, und ich könnte nicht sagen, daß ich derselben auch nur ein einzigesmal überdrüssig geworden wäre.

Jahr um Jahr stieg ich eine Klasse höher und erwarb mir die Gunst aller Lehrer. In den höhern Klassen gab es eine Anzahl recht strebsamer Jünglinge, die es mit den Studien ernst nahmen und auch in den Musestunden auf die Ausbildung des Geistes bedacht waren. Da sich mehrere poetische Köpfe in unserm kleinem Kreise befanden, so kamen wir auf den Gedanken, unsere poetischen Erzeugnisse untereinander auszutauschen, indem wir sie in einem literarischen Blatte niederlegten. Die Redaction wechselte jeden Monat. Wer an der Reihe war, mußte die Beiträge aufnehmen und sie einschreiben, zugleich aber auch die strengste Verschwiegenheit geloben. Ich will nicht sagen, daß alle unsere Gedichte Meisterwerke waren, aber die Beschäftigung mit der Literatur schützte uns vor manchen Jugendthorheiten und unter der Spreu fanden sich doch auch immer einige Waizenkörner, welche es wohl verdienten, auf die Nachwelt zu kommen.

Eines meiner Gedichte „zur Frühlingsfeier des Gymnasiums" wurde von dem Musiklehrer Carl Hoffmann componirt und in dem bei Breslau gelegenen Vergnügungsorte Oswitz für die Gymnasiasten aufgeführt. Da es uns selbst an den nöthigen Geldern fehlte, so übernahm ein gewisser Graf S. die Kosten des Druckes. Als der Rector des Gymasiums, der ehrwürdige Kähler sein Jubiläum hielt, wurde eine von mir verfaßte Ode würdig befunden, ihm überreicht zu werden.

Er pausirte einen Augenblick und fuhr dann fort: „Meine Herren, ich hoffe, Sie werden in

dieser Erzählung keine Selbstberäucherung finden, denn ich bin zu alt geworden, um auf solche vorübergehenden Jugenderfolge eitel zu sein; aber ich habe es gleichwohl absichtlich erwähnt, um Ihnen zu zeigen, daß auch ein armer mittelloser Junge sich zur Geltung bringen kann, wenn er getreu an dem schönen Wahlspruch hält: „Bete und arbeite!" Aus meinen Erfahrungen habe ich sogar gelernt, daß die Mittellosen sich in der Regel über ihre reichen Mitschüler emporschwingen, weil sie sich krumm legen müssen und nicht jedem Gelüste nachgeben können. Bei dieser Gelegenheit will ich auch nicht unerwähnt lassen, wie wohlthätig es für junge Studirende ist, wenn sie sich unter beständiger Aufsicht befinden. Wir Schüler des Convictes waren natürlich von Hause aus nicht besser und nicht schlechter, als die größte Zahl der übrigen Studenten; aber während diese in ziemlich ungebundener Freiheit lebten und sich deßhalb mancherlei Excesse erlaubten, wurden wir, die wenigen Erholungsstunden abgerechnet, den ganzen Tag zu fleißigem Arbeiten angehalten. Wir hatten also keine Zeit zu Excessen; außerdem fanden wir eine beständige Anregung im Umgange mit unsern Lehrern. Des Frohsinns entbehrten wir deßhalb doch nicht, und besonders war es der Rector Kähler, welcher uns das Essen mit seinen genialen Witzen und trefflichen Satyren würzte. Ich könnte Ihnen eine Menge Anecdoten erzählen, welche uns das Zwergfell erschütterten. Eines Tages brachte eine schlichte Landfrau ihren Sohn auf's Gymnasium. Kähler prüfte ihn und fand, daß es recht schwach mit ihm stand. Die glückliche Mutter aber hatte davon keine Ahnung. Sie hatte nur den heißen Wunsch, daß er ein Geistlicher werden möge und erzählte dem Rector, daß sie ihn auch aus diesem Grunde eines Tages Gott geopfert habe. „Aber gute Frau,"

unterbrach sie der Rector: „In unserer Zeit opfert man Gott keine Kälber mehr.“

Seine Bemerkungen aber waren indessen nicht immer so harmlos. Wenn ihm die Gelegenheit passend dünkte, schwang er die Geißel der Satyre erbarmungslos über diejenigen, welche sich einer Ungerechtigkeit oder irgend eines dummen Streiches schuldig machten.

Um so größer war aber auch unsere Freude, wenn die Ferien herankamen und wir also für sechs Wochen das strenge Convict auf dem Rücken hatten. Wir pflegten dann keinen Augenblick länger in Breslau zu verweilen, als eben nothwendig war, denn Jeder sehnte sich nach der Heimath, den Eltern und Geschwistern. Die Freude erreichte erst ihren rechten Gipfelpunkt, wenn meine Mutter kam, um mich abzuholen. Mit einem lauten Juchzer schnallte ich dann das Ränzchen auf den Rücken, nahm die Violine unter den Arm und trabte plaudernd und lachend neben ihr her. Ich hatte ja tausend und abertausend Dinge zu erzählen, von denen sie noch Nichts wußte, und sie, nun ja, sie mußte ebenfalls ihre Berichte über die Vorgänge zu Hause abstatten, denn das Geringste interessirte mich, und Alles ohne Ausnahme hatte seinen Werth. So lange wir uns noch innerhalb der Stadt befanden, durfte ich mit bedeckten Füßen gehen; sobald wir aber draußen in der freien Natur angekommen waren, mußte ich meine Stiefel ausziehen und baarfuß laufen, denn meine Mutter hielt es nicht allein für eine sträfliche Verschwendung, ohne Noth das Fußzeug abzunützen, sondern sie meinte auch, es sei durchaus nicht in der Ordnung, wenn ein junger Mensch sich so früh verwöhne. Man könne ja noch immer nicht wissen, sagte sie, ob es auch mit dem Studiren Stand halte und ob ich

nicht später genöthigt sein werde, gleich meinem Vater den Maurerhammer zu gebrauchen oder mit dem Grabscheite im Garten zu arbeiten.

„Nun, meine Herren, ich glaube, sie hatte Recht, und ich meine, jede Mutter von niederem Stande solle darauf halten, daß ihre Kinder hübsch in der richtigen Sphäre bleiben und nicht zu frühe das Wohlleben kennen lernen. Was mich selbst angeht, so hatte ich gegen das Baarfußlaufen Nichts einzuwenden. Im Convicte durfte ich es freilich nicht thun, aber bei der Mutter — das war etwas ganz Anderes; da machten sich die alten Gewohnheiten von selbst und es fiel mir im Entferntesten nicht ein, sie außer der Ordnung zu finden. Ach, wie glücklich waren die Ferienwochen im elterlichen Hause! Ich erinnere mich nicht, daß ich in meinem späteren Leben solche Honigtage reinster, ungetrübtester Freude genossen hätte.

Auch, als ich älter wurde und, der menschlichen Natur gemäß, schon etwas höhere Ansprüche an das Leben machte, wurde dadurch die Ferienfreude nicht beeinträchtigt. Wenn ich noch heute daran zurückdenke, wird es mir ganz wohlig und angenehm zu Muthe, und obschon ich mein Lebtag ein zufriedenes und fröhliches Gemüth besaß, so habe ich mir die schöne Zeit doch oft zurückgewünscht.

Wie es das zurückgezogene Leben im Convicte mit sich brachte, kam ich wenig unter die Leute; selbst von den dreißig Kirchen der thurmreichen Stadt kannte ich nur wenige; desto besser aber war mir die Dominsel bekannt, und auch auf der Sandinsel, wo die schöne Marien- oder Sandkirche steht, war ich kein Neuling.

Den Gedanken, Lehrer zu werden, hatte ich längst aufgegeben; je mehr sich meine Studien

ihrem Ende näherten, desto klarer wurde es mir, daß ich eigentlich zum Priester berufen sei, und diesen Entschluß faßte ich nun auch unwiderruflich und richtete alle meine Bestrebungen darauf hin.

Endlich hatte ich das Gymnasium hinter mir und somit war die Stunde gekommen, wo ich das Convict verlassen mußte. Nun aber kamen schwere Sorgen über mich. Im Convicte hatte ich warm gesessen und für Nichts zu sorgen brauchen, denn Alles, was ich bedurfte, wurde mir ohne Bezahlung gegeben. Nun stand ich auf einmal ohne Hülfsmittel da; von zu Hause war Nichts zu erwarten, und doch mußte ich essen und trinken, auch Kleider und Bücher anschaffen.

Das war im Jahre 1834. Ich habe den Jahrgang gut im Kopfe behalten, weil es mir in demselben so herzlich schlecht ging. Darauf bezog ich die Breslauer Universität, die weit und breit bekannte Leopoldina.

Als mich die ungewisse Zukunft nicht mehr schlafen ließ, führte mich das Glück in das Haus des Oberamtmannes S. Er hatte zwei Enkelkinder bei sich, einen Knaben und ein Mädchen. Den Knaben sollte ich für das Gymnasium vorbereiten. Dieser Ruf kam mir wie eine Stimme vom Himmel und ich dankte Gott auf den Knieen für die Rettung aus der Noth.

Der Oberamtmann entschied sich dafür, daß wir zusammen im Convicte wohnen sollten. Wir bezogen also in den mir lieb gewordenen Räumen ein Zimmer und fingen lustig an zu studiren. Wie beneidenswerth war nun wieder meine Lage! Ich hatte zu leben und konnte wieder meinen Studien obliegen; nur vermehrte sich durch die Erziehung des Knaben meine Arbeit, aber das fiel bei mir nicht

stark in die Wagschale, denn ich arbeitete gerne und hatte den Knaben lieb.

Leider sollte die Herrlichkeit nicht lange dauern, denn der Oberamtmann fand die Ausgabe für seinen Enkel, der doch ein Vermögen von achtzigtausend Thaler zu erwarten hatte, zu hoch. Um mit einem geringern Betrage davon zu kommen, mußte der Knabe mit einem andern Convictoristen zusammenziehen, der meine Stelle vertreten sollte.

Das war um die Neujahrszeit des Jahres 1825. Mit leerem Beutel, hungerndem Magen und frierenden Gliedern wanderte ich durch die Straßen Breslau's und dachte über meine unglückliche Lage nach. Wäre mein Vater noch am Leben gewesen, so wäre es ihm doch vielleicht möglich geworden, mich auf ein paar Monate zu unterstützen, aber meiner Mutter, die selbst ihre liebe Noth hatte, wagte ich nicht den Vorschlag zu machen, ja nicht einmal, sie von meiner Bedrängniß zu unterrichten.

Wohnen und Essen mußte ich, das ging nun einmal nicht anders, aber ich wollte es wenigstens auf die bescheidenste Weise von der Welt thun und suchte deßhalb nach einem Plätzchen bei armen Leuten.

Nach langem Umherirren fand ich einen armen, kinderlosen Schneider, der mit seiner schwerhörigen Frau in einer recht glücklichen Ehe lebte. Dort fand ich Aufnahme und war nun wenigstens unter Dach und Fach; aber ich saß kaum in meinem Stübchen, so drängte sich die Frage an mich heran, wovon ich die armen Leute bezahlen solle. Da ich keine andern Hülfsquellen als meine Wissenschaft hatte, so legte ich mich auf's Stundengeben, und ich hatte in der That das Glück, einige Schüler zu bekommen. Sie bezahlten allerdings so spottwenig, daß ich mich beim Taglöhnern besser

gestanden hätte; aber es brachte mit Ach und Krach doch so viel ein, daß ich den armen Schneider befriedigen konnte. Wenn ich heute darüber nachdenke, so ist es mir ein Räthsel, wie ich mich habe durchschlagen können, aber ich hatte einen starken Willen, und damit ist viel fertig zu bekommen. Wenn ich mich manchmal hungrig zu Bette legen mußte, tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Mancher es noch viel schlechter habe und doch durchkomme.

Unter diesen Verhältnissen wäre eine jede Aenderung zum Bessern angenehm gewesen; aber ich verzagte nicht, sondern hoffte auf Gott und betrieb meine Studien mit wirklichem Feuereifer. Die Hoffnung ließ mich auch nicht im Stiche, denn gerade, als ich gar keinen Rath mehr wußte, wünschte mich der Freiherr von Raußmann zum Correpetitor für seinen einzigen Sohn.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich diesem Rufe mit Freuden folgte; bei meiner Lage verstand sich das von selbst. Wahrlich, ich habe den Eintritt in seine Dienste niemals bereut, denn in diesem Hause erblühte mir reicher Segen und es wurde für mich zu einem wirklichen Quell der Freude.

Der einzige Sohn war ein hoffnungsvoller Knabe, auf den die Eltern mit vollem Rechte stolz sein durften. Wir beide bezogen abermals ein Zimmer im Convicte und diesmal war die Sache von Dauer. Der Freiherr schied zwar auch nicht gerne vom Gelde, aber seine edle Gattin, welche das Regiment führte, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, glich seine Härten im Stillen aus, und führte ihn stets dorthin, wohin sie ihn haben wollte.

Die Ferien brachte ich mit meinem Schüler im Hause des Freiherrn zu. Der Sohn mußte dann

Rechenschaft von seinen Fortschritten ablegen, und da das Resultat stets zur Zufriedenheit der Eltern ausfiel, so war auch ich ein gern gesehener Gast, und die liebenswürdige Freifrau sorgte mit einer wahren Mutterzärtlichkeit für alle meine Bedürfnisse. Es fehlte nur häufig an der nöthigen Wäsche, und meine Kleider waren in den Ferien jedesmal so reducirt, daß wenigstens eine theilweise Erneuerung eine unabweisbare Nothwendigkeit war. Sie sorgte für Alles und wußte es mit ihrem feinen Tacte so einzurichten, daß ich nicht einmal zu erröthen brauchte.

Sie war eines von jenen Wesen, von denen man glauben sollte, sie seien Engel des Himmels, die nur Menschengestalt angenommen haben, um der leidenden Menschheit auf Schritt und Tritt nahe zu sein und ihr unaufhörlich Wohlthaten zu erweisen. Es gab weit und breit keinen Armen und Nothleidenden, den sie nicht kannte, der nicht seine Zuflucht zu ihr nahm.

Der Freiherr war anders gesinnt; er polterte die Hülfesuchenden mit rauhen Worten an und wies sie von dannen; aber die edle Frau machte ihm sanfte Vorstellungen und wußte es mit wenigen Worten dahin zu bringen, daß sie zurückgerufen werden durften. Es genügte ihr aber nicht, daß sie nur denjenigen Bedürftigen half, welche mit leeren Händen zu ihr kamen, nein, sie suchte dieselben auch in den Häusern auf und nahm sich mit besonderer Liebe der Kranken und Schwachen an.

Die Weihnachtszeit war ein rechtes Freudenfest für die armen Dorfbewohner, denn die Freifrau ließ dann keinen unbeschenkt. Wochenlang vorher machte sie Einkäufe in Breslau. Schwere Ladungen von Tuch, Leinwand und andern Dingen kamen dann in das freiherrliche Haus. Schneider nnd Nähmädchen

waren vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt, Hemden und Kleider zu fertigen. War endlich die heilige Nacht gekommen und der Frühgottesdienst zu Ende, dann kamen alle ihre Schützlinge mit fröhlichen Gesichtern heran, denn sie wußten, daß sie bei der edeln Frau eine reiche Bescheerung fanden. An der äußersten Wand des geräumigen Saales stand der große Tannenbaum, den die Knechte schon einige Tage vorher aus dem Walde geholt hatten. Die zahlreichen Lichter, welche in den grünen Zweigen standen, beleuchteten den reichen Schmuck desselben. Da glänzten und glitzerten die goldenen und silbernen Aepfel, Birnen und Nüsse, die Sterne und Fähnchen von Flittergold, die Körbchen und Beutel, welche mit allerlei Näschereien gefüllt waren. Wie geheimnißvoll lauschten im Gezweige die schwebenden Engel und wie lockend hingen an allen Spitzen die hundert und aber hundert Dinge von Chocolade, Zucker und Marzipan.

Die Augen der Dorfbewohner hingen mit andächtiger Rührung an dem schönen Baume und sie falteten wie in Verzückung die Hände. Auf langen Tischen lagen die vielen und reichen Geschenke und an jedem steckte der Name des glücklichen Eigenthümers. Die edle Frau ging von Einem zum Andern, drückte ihm die Hand, fragte nach seinen Angehörigen und seinen häuslichen Angelegenheiten und übergab ihm sein Geschenk. Wie sie das Nöthige zu treffen wußte, wie sie gerade nach Bedürfniß gesorgt hatte! Ach, es fiel ihr nicht schwer, denn sie kannte ja jedes Paar Schuhe im Dorfe, welches verschlissen war, jeden Rock, welcher seiner Bestimmung nicht mehr entsprach, jedes Kind, welches ein Hemd oder ein paar Strümpfe bedurfte.

Mein Zögling und ich durften vertheilen helfen; wir hatten ja auch den Baum verzieren

helfen. An diesem Tage legte auch der Freiherr seine Bärbeißigkeit ab, und man sah ihm an, daß ihm die Freude der Beschenkten recht zu Herzen ging.

Das war in diesem Hause ein rechtes Liebesleben!

Viertes Kapitel.

Nach Krakau. — Abreise. — Gewittersturm und Hausbrand. — Ohne Obdach. — Ein Hotel mit leeren Bettstellen. — Ein Abendessen, welches aus einem leeren Kessel besteht. — Die Strohschütte. — Schöne Landschaft. — Das Wasserpolnische reicht nicht aus. — Die Residenz auf dem sagenreichen Berge Wavel. — Die Gebeine des heiligen Stanislaus. — Die Vaterlandsliebe der Polen. — Die ersten Glasgemälde. — Deutsche Kaufläden. — Die Salzwelt. — Die Gebrüder Theiner. — Zweifel und Kämpfe. — Die Wirkung des gestirnten Himmels. — Die Priesterweihe. — Der Kaplan in Schweidnitz. — Die Donnerbüchse. — Wasserschaden. — Die tüchtige Hausfrau. —

Meine Studienjahre waren still und einfach zwischen den Mauern des Convictes vergangen, und ich hatte nur einmal einen kurzen, flüchtigen Blick in die Welt gethan, nämlich auf einem kurzen Ausfluge, den ich mit ein paar Studiengenossen unternahm. Wie freute ich mich deßhalb, als es eines Tages hieß: „Wir werden eine Reise nach Krakau machen!"

Schon der Name Krakau electrisirte mich, und die Reise selbst ist insoferne von großem Interesse, weil man in damaliger Zeit von all den heutigen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten noch Nichts wußte.

Es ging mir wie den Kindern, welche den Tag eines versprochenen Vergnügens nicht erwarten können. Die Aufregung raubte mir in der Nacht den Schlaf und ich glaubte, die Sonne wolle in Ewigkeit nicht aufgehen. Als endlich der Morgen anbrach, dauerte es mir wieder zu lange, bis das Frühstück kam, und ich trippelte voll Ungeduld aus einem Zimmer in das andere.

Endlich hielt der Wagen vor dem Hause. Die Frau Baronin, ihre drei Kinder, ihr Schwiegersohn und ich stiegen in den Wagen, der Kutscher setzte sich auf den Bock und trieb die Pferde zum Laufen an. Die Kinder klatschten in die Hände und jubelten vor lauter Lust. Ich wäre beinahe in dieselben natürlichen Gefühlsäußerungen ausgebrobrochen, aber ich erinnerte mich noch früh genug, daß ich zu alt war, um wie ein Kind zu schreien.

Die Baronin, die Kinder und der Schwager, Herr von St. sprachen das sogenannte Wasserpolnische, und sie meinten, mit dieser Sprache drüben im Nachbarlande durchzukommen. Voll heitern Humors fuhren wir in die Welt hinaus und machten uns gegenseitig auf Alles, was merkwürdig war, aufmerksam. Merkwürdig erschien uns aber fast Alles, auch dasjenige, was wir zu Hause kaum der Beachtung werth hielten.

Die Reise wurde den ganzen Tag durch Nichts getrübt. Die Felder, Wälder und Wiesen gaukelten als lachende Bilder der Natur an uns vorüber, weil unser Inneres so fröhlich gestimmt war. Gegen Abend umwölbte sich der Himmel und ehe wir's dachten, brach ein furchtbares Gewitter über unsern Häuptern los. Der Donner rollte, brüllte und knatterte, als ob die Welt untergehen sollte, und die Blitze fielen bald als breite Feuergarben, bald als flammende Pfeile auf die Erde nieder.

Wie da sobald die Fröhlichkeit gedämpft war! Die Kinder hockten furchtsam in einander und verbargen still weinend ihre Gesichter im Schooße der Mutter.

Das Grausigste sollte aber noch kommen. Einer von den Blitzen fuhr hinter uns in ein Haus und setzte es sogleich in Brand. Der krachende Donner, die Blitze, das brennende Haus und die rabenschwarze Nacht, alles das bildete eine Erscheinung, die selbst den Herzhaftesten mit einer Art von Grauen erfüllen mußte.

Stromweise fiel der Regen herab, das Gewitter tobte immer stärker, und wir hatten keine Aussicht auf ein Obdach. Von den flackernden Blitzen wurden die Pferde so scheu, daß der Kutscher sie nicht mehr zu halten vermochte; Herr von St. mußte deßhalb aussteigen und sie am Zügel führen. Die Blitze waren eigentlich noch ein Glück für uns, denn sie erleuchteten den Weg so viel, daß wir uns wenigstens vor dem Umschlagen hüten konnten.

Während des Unwetters erreichten wir ein Dorf, in dessen Wirthshause wir über Nacht zu bleiben gedachten. Wir Alle freuten uns, daß endlich das Ende dieses Ungemachs nahte; aber wie schrecklich wurden wir enttäuscht, als nach langem Pochen die Wirthsleute erschienen.

„Sie können hier nicht bleiben," sagten sie, „denn wir haben keine Betten und auch kein Futter für die Pferde." Es gab nicht einmal ein Licht in dem elenden Wirthshause, und so war man sogar der Möglichkeit beraubt, selber nachzusehen, wie es im Innern des Hauses stand. Nach vieler Mühe gelang es uns aber doch, einen Boten aufzutreiben, welcher gegen eine gute Belohnung mit einer Laterne vor den Pferden herging und den Weg beleuchtete.

So erreichten wir nach einiger Zeit einen hübschen Marktflecken, in welchem die Freifrau um jeden Preis bleiben wollte. Wir waren mit ihrer Anordnung um so mehr einverstanden, weil der Gasthof, den uns der Bote zeigte, recht stattlich und schön aussah. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich im Geiste schon tüchtig an einer Schöpfenkeule arbeitete, deren lieblichen Duft ich wirklich zu riechen glaubte.

Abermals traf uns eine höchst unangenehme Enttäuschung. Die Zimmer waren schön und geräumig, und sie standen zu unserer Verfügung, aber zu den Zimmern gehörten nur zwei leere Bettstellen, d. h. das harte Holz, ohne jegliche Auf- und Unterlage. Nun, wie wir einmal gestellt waren, wollten wir uns auch recht gerne mit einer Strohschütte zufrieden geben, wenn es nur ein leckeres und ausreichendes Abendbrod gab. Der Hotelbesitzer schaute die Freifrau ob solcher ausschweifenden Gedanken mit großen Augen an. Er begriff es gar nicht, daß man sich unterstehen konnte, solche Mühwaltungen von ihm zu verlangen. Mit einem Anfluge von Grobheit gab er zur Antwort: „Gnädige Frau, Sie können Nichts haben, als was sie sich selbst bereiten. Einen Kessel will ich Ihnen besorgen. Das ist aber auch Alles!"

Die Freifrau entschied sich für Kartoffel, weil sie am schnellsten zu bereiten waren und wahrscheinlich auch sonst Nichts zu haben sei. Einige Teller und ein paar Messer zu bekommen, kostete außerordentliche Mühe.

Sie können sich denken, meine Herren, in welcher Stimmung wir uns befanden, und daß wir einen deutlichen Begriff von polnischer Wirthschaft bekamen. Die Kartoffel schmeckten nichts desto weniger vortrefflich, denn wir waren sehr hungrig.

Nach dem Essen brachte der Kutscher Stroh in's Zimmer, um uns eine Streu zu bereiten. Es kam uns recht possirlich vor und wir mußten über das improvisirte Nachtlager herzlich lachen. Ich für meinen Theil schlief trotz des harten Stroh's recht vortrefflich, hörte aber am nächsten Morgen, daß die Freifrau kaum ein Auge zugethan hatte.

In der Furcht, es könne uns auch einmal geschehen, daß wir keine Messer fänden, gingen wir in einen Laden und kauften einige Stücke zu einem so billigen Preise, daß es uns nicht schmerzte, wenn sie verloren gingen.

Wie leicht sich erlittenes Ungemach vergißt, das erfuhren wir am folgenden Tage, als unser Weg durch eine schöne romantische Landschaft führte. Bis nach Krakau kamen wir aus dem Entzücken nicht mehr heraus und die Kinder klaschten beständig in die Hände.

In dem schönen Krakau waren wir nun, aber es stellte sich eine neue Kalamität heraus, an welche wir gar nicht gedacht hatten. Das Wasserpolnische meiner Oberschlesischen Landsleute wurde hier gar nicht mehr verstanden, wie sehr sich auch die Freifrau Mühe gab, ihre Gedanken recht deutlich vorzutragen. Es blieb ihr deßhalb nichts Anderes übrig, als für die Dauer unseres Aufenthaltes einen Dollmetscher zu engagiren.

Unser Absteigequartier war früher eine Kirche gewesen; der jetzige Besitzer aber hatte dieselbe in einen eleganten Gasthof umgewandelt, in welchem wir wie die Fürsten aufgehoben waren. Das Herz ging mir weit auf, als unser Wagen in das liebliche, fruchtbare Weichselthal fuhr, in welchem die alte Haupt- und Residenzstadt Polens liegt. Welch einen herrlichen und großartigen Anblick bot die

Stadt mit ihren vielen Thürmen, Kirchen, Klöstern und Palästen! Auf dem sagenreichen Berge Wavel, erhebt sich die alte, mit Mauern und Schießscharten umgebene, prächtig ausgestattete Residenz der ehemaligen Könige von Polen. Oestlich an das Schloß, der, dem heiligen Stanislaus geweihte Dom. In der Mitte des herrlichen Bauwerkes unter einer, von vergoldeten Säulen getragenen Kuppel, ruhen in einem silbernen Sarge die Gebeine des heiligen Stanislaus, welcher am Altare ermordet wurde.

Dieser Dom, an den sich so viele großartige geschichtliche Erinnerungen knüpfen, enthält die Gebeine der meisten Männer, welche sich um das unglückliche Polen verdient gemacht haben. Kein Wunder, daß die Eingebornen ihn als ihr Heiligthum betrachten und daß sie aus allen Theilen des Landes nach diesen berühmten Gräbern pilgern. Wurde doch selbst mir, der ich nicht die nationalen Gefühle hegen konnte, wie ein Pole, in dem Heiligthume, in dessen Hallen ich nur leise aufzutreten wagte, ganz wunderbar feierlich zu Muthe. Wahrlich, diese alten Königsgräber üben auf die polnischen Gemüther einen Zauber aus, der sie stets in dem Glanze ihrer stolzen Vergangenheit schwelgen läßt. Aus der für sie so heiligen Asche erstiegen immer von Neuem jene exaltirten Versuche, das Reich ihrer Väter aufzurichten. Es wird sich in nutzlosem Ringen aufreiben und seine Theile werden nach und nach den Stempel der Nation empfangen, welcher sie unterworfen sind. Sagen Sie mir nicht, meine Herren, daß ihr unruhiger Geist sich die nationale Zuchtruthe selber gebunden hat. Ich weiß es, aber dennoch kann man nicht umhin, mitzufühlen, wie bitter die Thränen schmecken, welche ihnen der tiefe Fall des Vaterlandes auspreßt. Vergessen wir nicht, daß wir

ähnlich empfunden, als die Horden der Franzosen unser Land überzogen und uns unserer Freiheit beraubten!

In der Marienkirche sah ich die ersten Glasgemälde; sie machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich jenen Moment, wo ich entzückt und fast geblendet vor ihnen stand, niemals vergessen werde. Die Eindrücke, welche wir in der Jugend erhalten, sind überhaupt die stärksten. Nachher, wenn das Leben uns immer neue Erscheinungen bringt, verdrängt die eine Erinnerung die andere, nur die ersten bleiben in ihrer ganzen Stärke bestehen und dauern in der Regel bis an das Grab.

Natürlich besuchten wir auch die Stadt, und sie übte einen großen Reiz auf mich aus; besonders wohlthuend war es für mich, daß ich in den Läden oft die deutsche Sprache hörte, denn ein großer Thel der Kaufleute ist von Deutschland eingewandert und macht in dem fremden Lande ein gutes Geschäft.

Die Freifrau wollte nicht zurückkehren, ehe sie die berühmten Salzwerke von Wiliczka gesehen hatte. Ich brauche ihnen keine Beschreibung davon zu machen, denn dieses ist so oft geschehen, daß sie fast jeder Deutsche kennt. Mir aber war es ganz unbeschreiblich zu Muthe, als ich in diese Salzwelt hinabstieg und in die von Salzsäulen gestützten Kammern hineinschaute, als ich die Kapelle sah, in welcher der Altar, die Wände und jeder einzelne Theil, selbst die Kerzenleuchter aus Salz gehauen sind. Neulich las ich, daß diese großartige Werkstätte der Natur der Ausbeute der Menschen verloren gegangen sei, weil sich die Schachte und Stollen ganz mit Wasser gefüllt haben. Ich kann Ihnen versichern, meine Herren, daß ich einen tiefen Schmerz darüber em-

pfunden habe, denn, was wir einmal lieb gewonnen, das sehen wir nicht gerne untergehen.

Nachdem wir Alles gesehen, kehrten wir wieder auf unsern stillen Landsitz zurück. Die Heimfahrt war schön und genußreich, und ich zehrte noch viele Jahre an den herrlichen Erinnerungen meiner ersten Reise.

Die übrige Zeit meiner Universitätsjahre floß in stiller Ruhe und mit eifrigen Studien dahin, doch eines betrübte mich sehr. Die bekannten Gebrüder Theiner brachten damals mit ihren berüchtigten Schriften die katholische Kirche Schlesiens in Aufruhr und richteten großen Schaden in den Gewissen an. Wie oft habe ich in jenen Tagen halbe Nächte auf den Knieen gelegen und den lieben Gott angefleht, die Seelen dieser Verwirrer zu erleuchten. Vor der Hand schien keine Aussicht dafür vorhanden, denn der Streit wurde immer schlimmer und es regnete pro und contra Broschüren. Später ging ihnen doch das Licht der Erkenntniß auf; in Rom kam der eine zur Besinnung, und von diesem Aufenthalte datirt seine Bekehrung. So nahe dem Lichte konnte er seine Augen demselben nicht verschließen; auch die andern, die so lange mit ihm in dasselbe Horn geblasen, sahen noch frühe genug, welchem Abgrunde sie entgegensteuerten und kehrten um. So verlief denn die ganze Bewegung im Sande, und der Staub, den sie eine Zeitlang aufgewirbelt hatten, war bald vergessen.

Der Tag kam nun immer näher, an welchem ich die heilige Weihe empfangen sollte. So fest ich auch entschlossen war, mein Leben dem Herrn zu widmen, so bangte mir doch vor der entscheidenden Stunde. „Wenn Du den Schritt nachher bereutest," dachte ich, „wie schrecklich würde Dein Leben sein! Dinge und Einwürfe, an welche ich während meiner

S. 67.



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, wie einer Pfarrer geworden.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Studienzeit niemals gedacht hatte, tauchten jetzt vor mir auf, und der böse Feind schien es recht darauf angelegt zu haben, mich aus einer Verwirrung in die andere zu werfen. O, wie manche Nacht habe ich damals auf den Knieen gelegen und Gott um Stärkung angefleht! Wenn die übrigen Seminaristen fröhlich und guter Dinge waren, schlich ich mit niedergesenkten Augen umher und wurde von beständigen Qualen gefoltert. Bald fürchtete ich, meine Wissenschaft reichte nicht aus für den hohen Beruf, bald hielt ich mich nicht stark genug, um der Welt gänzlich zu entsagen und nur für die arme Menschheit zu leben.

In einer Nacht, als mir eben wieder die beunruhigendsten Gedanken durch den Kopf liefen, kniete ich aufrecht im Bette und wiederholte meine schon so oft vorgebrachten Gebete. Zufällig richteten sich meine Augen zum Sternenhimmel, von dem ich ein Stück sehen konnte. Es war gerade, als ob in dieser herrlichen Himmelsbläue und den lieben Sternen ein sanfter Trost liege, denn mein Herz wurde auf einmal ruhig und ich konnte mein Gebet ohne Nebengedanken zu Ende führen. Nachher stand ich auf und öffnete das Fenster. Welch ein Anblick! Der ganze Himmel, so weit ich sehen konnte, war stahlblau, und aus dieser wunderbaren Bläue traten die Gestirne mit ihrem magischen Glanze hervor. Heller und leuchtender wurde ihr Schein, und zuweilen durchfuhr eine Sternschnuppe den Raum und erlosch auf dem Erdboden. Ich hatte schon so oft den gestirnten Himmel betrachtet, aber niemals hatte er einen solchen Eindruck auf mein Gemüth gemacht.

Je länger ich zu den Sternbildern hinaufschaute, desto ruhiger wurde es in meinem Herzen, und mit der Ruhe wurde die Ueberzeugung, daß ich in den

richtigen Weg gewählt habe, immer größer. Nach einer Stunde warf ich den letzten Blick zu den leuchtenden Himmelsaugen empor, dann schloß ich das Fenster und legte mich wieder zu Bette. Jubelnd rief eine Stimme in mir: „Franzle, Deine Wahl war die richtige! Sei fromm und bleibe auf der angetretenen Bahn, so wirst Du ein pflichttreuer Priester des Herrn werden!"

Von dieser Stunde an tauchten niemals wieder Zweifel in mir auf. Mit stets wachsender Sehnsucht ging ich dem schönen Tage entgegen. Endlich empfing ich die letzte Weihe und war nun ein Priester. Damals rief ich dem Herrn mit heißer Andacht an, er möge mir zur Seiten stehen und mich überall leiten, damit ich meine Aufgabe segenbringend erfülle. Ich kann ihm nicht genug danken, denn bis auf den heutigen Tag hat er mir seine Huld und Gnade nicht entzogen.

Nun muß ich Ihnen noch ein paar Worte von meiner Primiz erzählen. Außer mir war Niemand glücklicher über dieselbe, als meine alte Mutter, denn der geheime Wunsch ihres Herzens ging nun in Erfüllung. Während meiner Studienzeit hatte ihr oft gebangt, ich möge mich einer andern Wissenschaft zuwenden und meiner ursprünglichen Wahl untreu werden; jetzt war das nicht mehr zu fürchten, ihr heißester Herzenswunsch, auch zugleich der meinige, war erfüllt.

Soll ich Ihnen davon erzählen, welche Gefühle mich durchdrangen, als ich die erste heilige Messe las? Erlassen Sie mir es; denn die Worte sind zu arm, um diese Empfindungen zu schildern. Meine ehemaligen Spielgenossen, die Kinder des Dorfes, waren nun auch erwachsen, aber sie kamen alle herbei und wünschten mir Glück; alle nahmen innigen Antheil an meinem Geschick.

Die Schule, die Kirche und die übrigen Orte, welche meine ersten Schritte im Leben gesehen hatten, heimelten mich ordentlich an, und ich hätte gleich da bleiben und meine Wirksamkeit beginnen mögen. Auch zu dem Dorfe, in welchem ich eine Zeitlang als Lehrer thätig gewesen, ging ich hinüber. Der alte Mann mit dem rothsammtnen Frack war todt, aber das Schulhaus und die Kirche, auf deren Thurm ich so oft das Läuten besorgt hatte, standen ganz wie ehedem und schienen mich als alten Bekannten zu begrüßen. In der Kirche las ich das heilige Meßopfer und dankte dem Herrn innig für all die Wohlthaten, welche ich von ihm erhalten hatte. Daß ich nicht Lehrer geworden reute mich wahrlich nicht, denn ich hatte nun einen viel größern Wirkungskreis und war doch nicht von der Schule ausgeschlossen.

Nachdem ich meine Verwandten und Bekannten wieder gesehen, kehrte ich in das freiherrliche Haus zurück und bewarb mich von hier aus um eine Stelle in dem nahen Städtchen N. Leider waren meine Bemühungen nicht mit Erfolg gekrönt, man schickte mich vielmehr als Kaplan nach Schweidnitz, wo ich recht schöne Tage verlebte, und wo es vollauf Gelegenheit zu einem erfreulichen Wirken gab.

Die Stadt liegt überaus anmuthig an der Weißtritz. Die schöne katholische Hauptkirche „St. Stenzel und St. Wenzel," wie sie im Volksmunde heißt, hat einen dreihundertsiebenundzwanzig Fuß hohen, prachtvollen Thurm; auch sonst ist die Stadt nicht arm an merkwürdigen Gebäuden, und man zeigt den Fremden außer der alten, gewaltigen Donnerbüchse auch noch andere Dinge, welche für ihre einstige Bedeutung sprechen.

Doch, meine Herren, das werden Sie ja Alles selber eben so gut wissen, wie ich. Ich will Ihnen nur noch von einer unglücklichen Katastrophe sprechen,

welche die ausgetretene Weißtritz herbeiführte, als ich kaum ein Jahr dort war. Nach einem lang andauernden Regen war der Strom so gewaltig angeschwollen, daß die Behörde für die Brücke fürchtete, welche über denselben führte. Die Gefahr nahm zu, als der tosende Strom von den im Gebirge liegenden Ortschaften Balken und Hausgeräthe auf seinen empörten Wogen mit sich zu führen begann. Sogleich eilten eine Menge von Menschen dahin, Arbeiter und Soldaten begaben sich mit langen Stangen auf die Brücke und suchten die Gegenstände von den bedrohten Stellen abzukehren. Es gelang ihnen auch, hier einen Balken, dort ein Möbel von den Pfeilern zu entfernen, aber die Wogen brausten mit solchem Ungestümm daher, daß die Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßt und fortgeschleudert wurden. Wahrscheinlich hatten sich dieselben unter dem Wasser gegen die Brücke gestemmt und übten dort ihr Zerstörungswerk, denn plötzlich stürzte ein Theil der Brücke zusammen, und mit ihm verschwanden zwanzig Menschen plötzlich in den reißenden Fluthen.

Ein tausendstimmiges, herzzereißendes Geschrei erfüllte die Luft und die Leute standen händeringend am Ufer, ohne helfen zu können, denn sich in das wilde Wasser zu wagen, hieß fast so viel, als sich dem Tode preisgeben.

Und dennoch, (noch schlägt mein Herz vor Freude, wenn ich daran denke) faßten einige muthige Männer den Entschluß, ihre Brüder zu retten. Mit unglaubiger Kühnheit zwängten sie ihre Kähne in die tobenden Fluthen und näherten sich der Stelle, wo sie versunken waren.

Der Strom hielt seine Opfer eine Zeitlang fest; dann schleuderte er sie wieder empor, um sie im nächsten Augenblicke von Neuem in den Abgrund zu

ziehen; aber sobald sie auf der Oberfläche erschienen, waren die rettenden Hände bereit, sie zu erfassen und in die Kähne zu retten. Unter lautloser Stille ging das Rettungswerk vor sich; als aber einer nach dem andern von den kräftigen Armen erfaßt wurde, da erhoben sich alle Stimmen zu lautem Beifallsgeschrei. Mit der Gnade Gottes wurden ihrer neunzehn gerettet; nach dem letzten aber suchte man vergeblich.

Als die Geretteten die Augen wieder öffneten, war des Jubels kein Ende. Sie wurden von ihren Kindern und Angehörigen fast erdrückt und nachher in einem endlosen Zuge von Menschen in ihre Wohnungen gebracht. Als die Wasser sich wieder verliefen, fand man den einen Vermißten etwa hundert Schritte von der eingestürzten Brücke im Sande begraben.

Der alte Herr schloß hier seine Mittheilungen, denn er war ganz erschöpft und bedurfte der Ruhe. „Anna, nimm die Hausehre in Acht,“ sagte er, nickte freundlich und begab sich in sein rückwärts liegendes Zimmer, wo er ganz ungestört war.

„Ich fürchte,“ sagte Anna, „daß uns der Oncle die Fortsetzung schuldig bleibt, denn er hat zu lange gesprochen, und das setzt ihn in der Regel auf eine ganze Woche zurück. Nun aber machen Sie sich's recht bequem, und vor allen Dingen vergessen Sie, daß Sie sich hier bei fremden Leuten befinden. Wir sehen unsere Gäste immer als Familienglieder an, und wir wünschen, daß sie sich selber ebenfalls so betrachten.“

Nun, die beiden Herren hätten nicht ermahnt zu werden brauchen, denn sie fühlten sich schon vom ersten Augenblicke an heimisch und gaben sich wie

alte Freunde, welche im Pfarrhause zu Liebenthal zu Hause seien.

Anna verschwand einen Augenblick, denn sie hatte Mancherlei im Hause anzuordnen und mußte auch einen schnellen Blick über den Gang der Wirthschaft thun. Während ihrer Abwesenheit schien Manches versäumt und schlecht gemacht; denn sie hörten, daß sie den Dienstboten Verweise gab. In ihrem Tone aber lag nichts Keifendes und Zorniges, wie wir es häufig bei unsern Hausfrauen zu hören bekommen; nein, sie sprach nur ernst, aber nicht aufgeregt und fügte am Schlusse hinzu: „Sie wissen, wie unangenehm es mir ist, wenn der Oncle Grund zur Unzufriedenheit hat. Vermeiden Sie solche Fehler doch in Zukunft und bleiben Sie mit Ihren Gedanken ganz bei der Arbeit.“

Eine leise Stimme antwortete in flehendem Tone: „Ach, liebes Fräulein, sagen Sie doch dem Herrn Pfarrer Nichts; ich will mich ja sicher künftig in Acht nehmen.“

Sie ging aus der Küche in die Ställe und die Scheune und von da in den Garten; überall fanden sich einzelne Mängel, überall drang sie in ihrer bestimmten, aber nicht verletzenden Weise auf die Abstellung. Keiner von den Dienstboten gab ihr eine laute oder gar eine freche Antwort, wie es sonst nicht selten geschieht. Sie hatte aber auch die richtige Art, mit den Leuten umzugehen, und niemals vergab sie sich in irgend einer Weise etwas, sondern blieb ihnen gegenüber immer die ernste und bedächtige Hausfrau, die nicht allein von jedem Dinge Kenntnisse hatte, sondern auch nicht scheute, selbst mit anzugreifen und Morgens die Erste im Hause zu sein. — Wenn sich die freundlichen Leser das merken und darnach handeln wollen, so werden sie sich nicht allein manchen Verdruß ersparen, sondern auch ihr Gut mehren.

Daß Anna im Stalle und in der Scheune verkehrte, daß sie am Butterfasse stand und bei der Wäsche thätig war, konnte man wahrlich nicht an ihr sehen, denn sie war stets schmuck und sauber und kam niemals mit beschmutzten Händen oder Füßen oder gar mit einem Schmutzflecken auf dem Kleide in die Stube. Manche Hausfrau könnte sich Fräulein Anna auf dem Pfarrhofe zu Liebenthal zum Muster nehmen, und sie würde sicherlich gut dabei fahren.

Fünftes Kapitel.

Der Pfarrer ist übermüdet. — Eine gelehrte Dame. — Die Naturwissenschaften sind eine beständige Freudenquelle. — Die Liebe zur Geschichte der Heimath. — Die Chronik des Prämonstratenser-Klosters bei St. Vinzenz. — Eine Reise nach Wien. — Mancherlei Bekanntschaften. — Die kleine Nanni. — Niedergetretene Grashalme. — Eine Lehmhütte. — Ein Wilddieb. — Rehposten im Leibe. — Die Bekenntnisse des Moses. — Das Testament des Juden. — Bruder Franz kommt.

Wie Anna vorausgesagt hatte, so war es: Die lange Erzählung hatte den alten Pfarrer zu sehr angestrengt; am folgenden Morgen mußte er das Bett hüten, und der Arzt sagte ihm, es könne immer noch einige Tage, vielleicht auch einige Wochen dauern, bis er wieder ganz im Stande sei.

Die Reisenden wollten unter solchen Verhältnissen das gastliche Pfarrhaus verlassen, aber das litt er nicht, sondern er ließ ihnen sagen, sie würden ihn ernstlich erzürnen, wenn sie seine Unpäßlichkeit zum Vorwande nähmen, um sich zu entfernen. Auch Anna drang in sie, noch einige Tage zu bleiben und schlug ihnen einen Spaziergang in die romantische Umgebung vor. Sie nahmen denselben gerne an, und er wurde in der That sehr lohnend für sie,

denn es stellte sich zur ihrer Ueberraschung heraus, daß Fräulein Anna nicht allein Bescheid in Küche und Keller wußte, sondern daß sie auch mit der Flora und der Fauna Oberschlesiens und besonders der Umgegend von Liebenthal wohl vertraut war. Sie wußte so kenntnißreich und unterhaltend über Thiere und Pflanzen zu sprechen, daß Dr. Blitzig unwillkührlich ausrief: „Aber, wo haben Sie das Alles gelernt, mein Fräulein?"

„Es hat sich so von selbst gemacht," gab sie lächelnd zur Antwort. „Früher, als Tante Johanna und Cousine Agnes noch lebten, führten wir ein rechtes Naturleben und machten uns viel mit Kräutern und Käfern zu schaffen. Von einer eigentlich wissenschaftlichen Auffassung war allerdings keine Rede, aber in den Ferien kam mein Bruder Franz, der jetzt in Breslau angestellt ist, häufig zu uns. Er brachte in unser Wissen einige Ordnung; auch der Oncle gab uns häufig Fingerzeige, und da wir jede Woche ein paarmal gelehrte Gäste bei uns sahen, die ebenfalls manche Lücke ausfüllten, so sammelten wir Kenntnisse, ohne es zu wissen. Später gewannen wir dem Studium so viel Geschmack ab, daß der Oncle oft scherzend sagte: „Vergeßt mir über all dem Gethier nur die Milchkammer nicht!"

„Sie haben Sie nicht vergessen," unterbrach sie Dr. Pick, „denn im Pfarrhause ist Ihre ordnende Hand in jedem Dinge sichtbar."

Dr. Blitzig nickte seine Zustimmung, und Anna sagte mit einem leichten Erröthen: „Das Haus und der Garten bleiben für eine gute Wirthschafterin immer die Hauptsache und das Andere darf nur so nebenher gehen, denn gelehrte Damen sind selten im Stande, ein gutes Mittagsmahl zu bereiten. Ich

bedaure es deßhalb auch ganz und gar nicht, daß ich auf der Leiter der Naturwissenschaften nur die untersten Sprossen erklettert habe. Das Wenige aber ist für mich eine Quelle der Freude, und ich gehe niemals auf die Wiese oder in den Wald, ohne stets von Neuem Gottes Allmacht und unendliche Weisheit zu erkennen."

Sie waren unterdessen an einer Reihe von moosbewachsenen Felsen angekommen, welche zum Sitzen einluden.

„Machen wir hier Halt," sagte Blitzig, „denn der Ort ist gar zu lieblich, und ich denke, Fräulein Anna erzählt uns hier die Fortsetzung von des Pfarrers Lebensfahrten. Von ihm selbst dürfen wir doch wohl nicht wieder eine so aufreibende Anstrengung erwarten."

„Es wundert mich, daß er überhaupt erzählt hat," sprach Anna, „denn er liebt es sonst durchaus nicht, von sich selbst zu sprechen. Uebrigens verdient er es wohl, daß seine Wirksamkeit bekannt werde, denn er hat mehr gethan, als Mancher, welcher mit Ruhm und Ehren bedeckt, eine sehr hohe Stellung in der Welt einnimmt. Von seiner Thätigkeit in Schweidnitz und später in Breslau weiß ich aus eigener Anschauung Nichts, denn ich war damals noch ein unmündiges Kind, aber Tante Johanna, des Oncles Schwester, hat mir so oft Mittheilung davon gemacht, daß ich Ihnen wohl eine kurze Schilderung von seinem Leben geben kann.

Das traurige Ereigniß an der Weißtritz hatte sein Gemüth tief aufgeregt, und es trieb ihn, seine Empfindungen in Worte zu kleiden, und schon nach wenigen Tagen erschien im Schweidnitzer Stadtblatte ein größeres Gedicht von ihm, welches von allen Lesern hoch gepriesen wurde. Seit seinem Aufent-

halte im Convicte und auf der Universität, wo er bei den verschiedensten Anlässen seine poetische Ader hatte sprudeln lassen, war Nichts mehr von ihm gedruckt worden; jetzt aber empfand er wieder neue Lust an der Literatur, und später sind verdienstvolle historische Arbeiten aus seiner Feder hervorgegangen, die von competenter Seite ihrem ganzen Verdienste noch gewürdigt wurden. Die nächste Veranlassung dazu gab das Fest des fünfhundertjährigen Bestehens der schönen gothischen Kirche in Schweidnitz. Goerlich hatte bei dieser Gelegenheit die Geschichte der Kirche herausgegeben, und mein Oncle war über die treffliche Arbeit so hoch erfreut, daß er sich eingehend mit dem Studium derselben beschäftigte. Von dieser Zeit an datirt seine nie erloschene Liebe zur Geschichte der Heimath.

Als er nicht lange nachher als Kaplan an die Pfarrkirche bei St. Vinzenz berufen wurde, faßte er den Plan, zu dem herannahenden Jubiläum der Kirche eine urkundliche Geschichte des Prämonstratenserklosters bei St. Vinzenz zu schreiben. Die Aufgabe war keine leichte, denn es fehlte an Vorarbeiten, und er mußte erst das ganze Material zusammensuchen und es sichten, ehe er an die eigentliche Arbeit gehen konnte.

Im Provinzial-Archive waren alle die urkundlichen und handschriftlichen Schätze der zahlreichen Klöster Schlesiens zusammengeflossen. Dorthin wandte er sich also und fand zu seiner innigsten Freude das Archiv des Prämonstratenser-Klosters bei St. Vinzenz sehr reichhaltig und bereits wohlgeordnet. Freilich hatte er den Schmerz, vergeblich nach den vielen Bildwerken und besonders nach denen von Albrecht Dürer zu suchen, die doch vor der Uebersiedelung in der Klosterbibliothek gewesen waren. Wie Manches, was in der jetzigen Zeit einen unbezahlbaren Werth hatte und in

den Klöstern bewacht wurde, ist in den Archiven zu Grunde gegangen oder von habgierigen Händen entwendet worden, ehe der Umzug von den Klöstern in die Archive fertig war. Ein Wunder war das eben nicht, denn damals hatte man die Bücher und Handschriften aus allen Klöstern Oberschlesiens zusammengeschleppt und sie in ganzen Schiffsladungen in die Archive transportirt. Auf dem Wege nahm Jeder, was ihm gefiel, oder was er eben brauchte. Wie manche unschätzbare und unbezahlbare Handschrift mag dazu gedient haben, um ein Stück Käse, eine Wurst zu umhüllen oder als Fidibus zu dienen! Diejenigen, welche die Schätze transportirten, hatten keinen Begriff von ihrem Werthe und diejenigen, welche den Werth erkannten, betrachteten die Papiere und die Pergamente als ein Gemeingut, an dem sich Jeder ungestraft vergreifen dürfe. Die Wagen hatten oft wochenlang auf dem Hofe des Augustinerklosters, worin sich jetzt die Königliche Bibliothek befindet, ohne Aufsicht gestanden und waren jedem Spitzbuben zugänglich gewesen.

Tante Johanne war nicht sehr zufrieden mit seinem Entschlusse; wohl gönnte sie ihm die wissenschaftliche Beschäftigung, aber das kleine Zimmer in der Bibliothek hatte eine sehr schlechte Luft und war dazu noch beständig kalt; auch im Winter stand kein Ofen in demselben. Sie machte ihm über den Frevel, den er an seiner Gesundheit verübe, zuweilen Vorwürfe, und wollte ihm das Arbeiten nicht mehr erlauben; aber so gut und willfährig der Oncle auch sonst war, in diesem Stücke gab er nicht nach, sondern war alle Tage mindestens eine Stunde lang in dem Bibliothekzimmer zu finden, wo er seine Auszüge machte, um sie bei der Ausarbeitung seines Buches zu benutzen. Die meiste Zeit war er allein; zuweilen aber sah er auch berühmte Gelehrte in dem Stübchen

und er kam dann jedesmal sehr angeregt und fröhlich nach Hause.

Diese Studien trieb er Tag um Tag drei volle Jahre und er hatte in dieser Zeit einen großen Schatz von Materialien gesammelt, aber hiermit noch nicht zufrieden, sondern der Vermuthung lebend, daß sich im Prager Prämonstratenser-Stifte noch Urkunden vorfinden könnten, trat er mit demselben in Correspondenz und reiste dann selbst hin, um womöglich die Lücken seines Wissens auszufüllen; aber trotz alles eifrigen Suchens fand er für seinen Zweck nichts vor. Seinen zweiwöchentlichen Aufenthalt benutzte er, um die merkwürdige und historisch so wichtige Stadt kennen zu lernen. Auch machte er dort die Bekanntschaft manchen Mannes, dessen Name später mit Ruhm genannt wurde.

Nicht sehr erbaut von seiner wissenschaftlichen Reise kam er nach Breslau zurück und machte sich sogleich über die Bearbeitung des Manuscriptes her, das dann auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet wurde und zwar in Hexametern.

„In Hexametern?“ fragte Dr. Blitzig. „Mir deucht, daß die Form für die Geschichte eine durchaus freie sein muß. In Versen wird man nur zu leicht in den Fall kommen, die Ereignisse mehr auszuschmücken, als nothwendig ist.“

„Dasselbe sagte ihm auch der berühmte Ladislaus Pirka,“ gab Fräulein Anna zur Antwort. „Dieser Mann, der schon lange einen bedeutenden Ruf in der poetischen Welt hatte, sollte das Manuscript durchsehen, aber er entschuldigte sich mit seinen überhäuften Arbeiten, sprach den obigen Tadel aus und gab dann das Manuscript zurück.

Das war schon eine große Unannehmlichkeit für meinen Oncle, aber er sollte bei dieser Schrift noch

schlimmere erfahren. Aus Gründen, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann, widmete er sein Buch einem Manne, der zwar eine hohe Stelle unter dem Clerus einnahm, aber sich ziemlich unbeliebt gemacht hatte. Das wurde ihm nun recht übel genommen, und er hatte sehr oft Gelegenheit, den dießfallsigen Unwillen vieler Geistlichen kennen zu lernen.

Das war meinem Oncle recht unangenehm, denn es war ihm durchaus nicht in den Sinn gekommen, irgend Jemanden kränken zu wollen. Von Nachtheil ist es ihm indessen nicht gewesen, denn sein Werk fand die volle Anerkennung, die es verdiente, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn es nicht zu seinem schnellen Fortkommen beigetragen hätte; denn schon nach einigen Jahren wurde er Curator an der Pfarrkirche bei St. Walbert.

In seinem stillen und bescheidenen Wirken durchlebte er sehr glückliche Tage und er hatte fast keine persönlichen Bedürfnisse; dagegen konnte er ohne die innigste Berührung mit der Wissenschaft nicht leben, und es kam kaum eine neue Erscheinung auf den Büchermarkt, von der er nicht Einsicht nahm. In dem abgelegenen Schweidnitz hatte es keine Gelegenheit gegeben, mit der Weltlage in enger Bekanntschaft zu zu bleiben. In Breslau war dieses doch der Fall und er hatte dazu recht oft Gelegenheit, mit bedeutsamen Menschen umzugehen.

Gerade hierdurch aber wurde auch der Wunsch in ihm rege, ein größeres Stück Welt zu sehen und sich eine Zeitlang an den Hauptorten des geistigen und leiblichen Verkehrs zu bewegen. Seine Wahl fiel auf die Kaiserstadt Wien, und im Jahre 1838 trat er mit hochgehenden Erwartungen die Reise an.

Mit den besten Empfehlungsbriefen in der Tasche konnte es ihm kaum fehlen, daß seine Reise eine recht genußreiche werde und daß er Land und Leute durch und durch kennen lernte. Das Glück war ihm außerordentlich günstig, denn er wurde mit dem noch lebenden Maler Führig und dem berühmten Jarke aus Berlin bekannt, mit denen er manche glückliche und genußreiche Stunde verlebte. Seine Empfehlungsbriefe öffneten ihm auch die Thüre der Hochgestellten und Hochgebornen, die sonst den niedrigen Sterblichen gewöhnlich verschlossen sind. Beim Prinzen von Hohenzollern, damals General der deutschen Garde speiste er zu Mittag.

Mir ist nicht alles so gegenwärtig, wie es mir Tante Johanna oft erzählt hat, aber ich erinnere mich doch noch, daß sie die berühmtesten Männer nannte, womit er bekannt wurde. Mit den meisten dieser hervorragenden Persönlichkeiten blieb er in Correspondenz, und er schreibt jetzt noch oft bis spät in die Nacht hinein, um die an ihn gerichteten Briefe zu beantworten. Freilich muß er es immer schwer büßen, denn weder seine Augen, noch sein Körper vertragen solche Anstrengungen. Alle Ermahnungen aber weist er lächelnd zurück und sagt: „Mein Kind, wenn es mir auch einige Beschwerden macht, so darf ich meine alten Freunde doch nicht vernachlässigen." „Sehen Sie, meine Herren, es ist in diesen Dingen eben nichts mit ihm anzufangen; nur wenn ihn die Schwäche allzusehr niederbeugt, hört er nothgedrungen auf meine Rathschläge.

Von seiner Reise nach Wien, und wie er im Kloster Neuburg die herrlichen Kaiserzimmer durchwanderte, vom Abte zu Mittag geladen wurde und aus dem Fasse trank, welches die Türken bei ihrer letzten Belagerung zurückgelassen, erzählt er auch heute

noch gerne. Die größte Freude aber bereitete ihm der Umstand, daß er das Glück hatte, im Kloster der Salesianerinnen zu Laxenburg die Kaiserin Mutter zu sehen. Sie war dorthin gegangen, um einer berühmten Malerin, die in den Orden getreten, den Schleier zu reichen. Mein Oncle war Zeuge der erhebenden Feier und befand sich der Kaiserin so nahe, daß er alle ihre Bewegungen und selbst ihre Züge deutlich sehen konnte.

Auch wurde ihm die Freude zu Theil, den jungen Maler Steinle kennen zu lernen, der schon damals eine glänzende Zukunft verrieth.

Er muß außerordentlich froh und heiter heimgekehrt sein, denn Tante Johanna konnte nicht genug davon sprechen, wie lieb und gut er gewesen und mit welcher Liebe und Verehrung er von den Wienern und den Oestreichern überhaupt gesprochen habe.

Die Erzählung des Fräuleins wurde hier durch ein Kind unterbrochen, welches sich ängstlich der Gruppe näherte und Anna mit einem so rührenden Blicke ansah, daß Dr. Blitzig in die Tasche griff, um ihr ein Almosen zu geben.

„Lassen Sie das, Herr Doctor," sagte Anna, „die kleine Nanni hat mir eine Mittheilung zu machen." Sie trat mit dem Kinde auf die Seite und es entspann sich ein kurzes Gespräch zwischen ihnen; dann wandte sie sich an die beiden Herren und sagte: „Erwarten Sie mich nach einer halben Stunde an dieser Stelle, ich habe eine kleine Pflicht zu erfüllen!"

Das Kind an die Hand nehmend verschwand sie mit demselben zwischen den Felsen.

Die beiden Doctoren schauten sich einander an, und Pick sagte: „Sie hat ein Geheimniß, welches wir nicht erfahren sollen."

„Ja, sie hat ein Geheimniß, aber ich meine,

wir sollten demselben auf die Spur kommen, denn offenbar handelt es sich um ein gutes Werk, welches wir nicht sehen sollen. Folgen wir frisch ihrer Spur! Es wird doch keine Sünde sein, einen Engel in seinem Wirken zu belauschen."

Die beiden Herren erhoben sich und schlichen auf den Zehen der Felsenspalte zu, durch welche Anna mit dem Kinde verschwunden war. Hier aber sahen sie sich vergebens nach ihnen um. Weder von dem Kinde, noch von dem Fräulen war Etwas zu sehen."

„Wo sie nur geblieben ist?" fragte Blitzig verwundert; „es ist ja gerade, als ob sie in die Erde versunken sei."

Pick war nicht weniger erstaunt und er kletterte bald hier, bald dort auf den Felsen umher, um die Verschwundenen zu suchen. „St, st," rief er nach einiger Zeit," dort sehe ich die Grashalme niedergetreten; dahin wird sie also gegangen sein." —

In der That konnte man an einzelnen Stellen hinter dem Felsengewirre die Halme niedergetreten sehen. Sie kletterten deßhalb rasch über die Steine hinweg und folgten der kaum erkennbaren Spur. Anfangs bewegten sie sich in einer schmalen Steinrille vorwärts; dieselbe aber erbreitete sich nach und nach, und wurde bald zu einem engen mit glänzend grünem Grase bestandenen Wiesenthälchen, durch welches ein deutlich sichtbarer Pfad führte.

„Hier müssen sie vorübergegangen sein," sagte Blitzig, „denn es giebt nirgends einen andern Pfad. Folgen wir demselben!"

Der Weg wendete sich nach einiger Zeit in einer scharfen Knicke links um, und jenseits der

Knicke sahen sie das schimmernde Gewand des Fräuleins.

„Vorsicht," flüsterte Blitzig, „wenn sie uns auf Schleichwegen findet, verlieren wir ihr ganzes Vertrauen!"

Nachdem sie einige Minuten zögernd zurückgeblieben waren, entdeckte Pick einen Einschnitt zwischen dem Felsen, dem er folgte. „Bst, mein Freund," flüsterte er, „hier geht es wie hinter einer Mauer her, und wahrscheinlich kommen wir auf diesem Wege zu demselben Ziele!"

Leise schritten sie vorwärts und gelangten plötzlich an eine Lehmhütte, welche halb in die Felsen hineingebaut war. Vor derselben lag ein Mann auf einem Haufen Reisigt. Er sah ganz blaß aus und seine Kleider waren auf der Brust mit Blut getränkt. Aus der Krümmung seiner Nase und der Art, wie der buschige Bart um sein blasses Gesicht hing, konnte man abnehmen, daß er ein Jude war. Seine Augen schauten nach dem Pfade und seine Lippen murmelten unverständliche Worte. Nur eines konnte man verstehen: „Wenn sie wüßte, wie ich an ihnen gehandelt, so würde sie nicht kommen; aber sie muß kommen, muß durchaus kommen, sonst kann ich nicht sterben."

Anna und Nanni mußten einen Umweg gemacht haben, sonst hätten sie längst da sein müssen. Jetzt aber hörten sie ihre eiligen Schritte, und sie verbargen sich schnell hinter den Felsstücken, um nicht gesehen zu werden.

„Wir sind am Bächlein gewesen und haben Wasser mitgebracht," rief Anna dem Manne entgegen, „denn ich dachte wohl, daß Sie großen Durst haben würden."

Zufälliger Weise trug Anna an jenem Tage

eine Schürze von Wachstuch; mit dieser hatte sie am Bächlein geschöpft. Nanni mußte eine Tasse aus der Hütte holen; der Kranke trank in langen Zügen, während Anna ihm den Kopf hielt.

Er fühlte sich sichtbar erleichtert und schaute das Fräulein durch die Brauen mit einem dankbaren Blicke an. „Nun, Moses, was ist mit Euch vorgefallen? Ich wette, Ihr seid wieder auf der Wilddieberei gewesen.“

„Warum sollte ich ein Geheimniß daraus machen?“ gab er in jüdischem Dialecte zur Antwort, „Ihr wißt ja doch, daß es mein Gewerbe ist und daß ich lange Hungers gestorben wäre, wenn ich nicht gewildert hätte.“

„Wir wollen darüber jetzt nicht streiten, Moses,“ gab sie zur Antwort, „laßt mich lieber Eure Wunde untersuchen und verbinden.“

„Daran ist Nichts zu thun,“ gab er zur Antwort, „denn sein Gewehr war mit Rehposten geladen, und sie sind so tief in meinen Leib eingedrungen, daß sie nur ein regelrechter Chirurg mit seinen Instrumenten herausholen kann.“

Anna öffnete ihm nichts desto weniger die Weste, schob das Hemd bei Seite und ließ ihre Augen auf den kleinen, noch immer blutenden Wunden weilen.

„Hast Du keine Leinwand,“ wandte sie sich an Nanni. „Es ist kein Fetzen im Hause,“ gab diese mit weinerlicher Stimme zur Antwort, „und,“ setzte sie flüsternd hinzu, „ich habe auch kein Hemd, sonst würde ich ein Stück davon abreißen.“

Anna nahm ihr weißes Taschentuch hervor, tauchte dasselbe in's Wasser und wusch ihm die Wunden aus, welches ihm einen empfindlichen Schmerz verursachte.

„Es muß durchaus ein Doctor kommen," sprach sie, „denn Ihr könnt es sonst leicht mit dem Tode bezahlen."

„Ach, wenn ich von einigen elenden Schrotkörnern sterben müßte, so wäre es mehr als zehnmal geschehen; ich glaube, ich habe noch ein Dutzend Stück von dem kleinen Saamen im Leibe." —

Moses mußte doch wohl anders denken, wie er sprach, denn seine Lippen wurden immer blutloser und seine Augen sprachen eine größere Befürchtung aus, als der Mund gestehen wollte.

„Ich mag keinen Chirurgen," sprach er mit einer gewissen Heftigkeit; „einen Chirurgen nehmen, das heißt ja nichts Anderes, als sich mit Vorbedacht dem Gerichte überliefern. Chirurgen und Gensd'armen verdanken beide dem Könige ihre Anstellung, also müßten sie mich ja schon gehörigen Ortes melden.

„Moses, Ihr macht es mir schwer, Euch zu helfen, und ich wollte es doch so gerne. Wenn Sie im Pfarrhofe wären, würde ich Sie schon so sicher verstecken, daß Sie Niemand finden sollte, und einem verschwiegenen Chirurgen könnte ich schon herbeischaffen. Was meinen Sie dazu, wenn ich Sie holen ließe?"

„Nein, nun und nimmer, Fräulein. Es dauerte auf dem Pfarrhofe keine drei Stunden, so wüßte es ganz Liebenthal. Daß Sie und der Pfarrer es gut meinen, das weiß ich schon, aber sonst ist der ganzen Welt nicht zu trauen."

„Ach was, Moses, wenn die Menschen wirklich so sehr darauf bedacht wären, Ihnen etwas zu Leide zu thun, so hätte Sie der Oberjäger

längst hier aufgesucht und in's Gefängniß gebracht."

„Da sind Sie in einem großen Irrthum, mein Fräulein; der Oberjäger lebt der festen Ueberzeugung, daß die Umgebung meines Hauses schon auf tausend Schritte mit Selbstschüssen und Fußangeln ungangbar gemacht ist; er käme nicht, wenn er schweres Geld und noch obendrein eine bessere Anstellung zu gewinnen wüßte."

Anna schaute den Verwundeten mit einem sehr betrübten Gesichte an, denn sie sah voraus, daß er zu Grunde ging, wenn ihm keine Hülfe wurde. „Moses," fuhr sie fort, „warum haben Sie mich kommen lassen, wenn ich Ihnen keine Hülfe bringen sollte?"

„Es hat einen andern Grund. Sehen Sie, sterben kann am Ende Jeder, und da es bei einem verwundeten Manne eher geschehen kann, als bei einem gesunden, so wollte ich mein Testament in Ihre Hände niederlegen. Lassen Sie die Nanni fortgehen, denn sie braucht nicht zu hören, was ich Ihnen sage."

Anna gab der Nanni einen Wink, und diese schlich sich traurig in das Haus.

„Fräulein," hob der Mann jetzt an, „jetzt, wo das Kind fort ist, will ich Ihnen kein Hehl mehr daraus machen, daß ich sterben muß. Ich fühle es sehr gut; die Schrotkörner haben edle innere Theile verletzt. Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich gerade Sie zu meiner Testamentsvollstreckerin erwählt habe; es hat seinen Grund in Ihrer ausgezeichneten Herzensgüte; aber wenn Sie Alles wissen, werden Sie nicht mehr geneigt sein, zu all den bereits empfangenen Wohlthaten noch eine neue zu fügen. Wie Sie wissen, bewohne ich seit vielen Jahren diese

einsame Waldhütte. Die Welt glaubt, ich habe mich allein vom Wildern ernährt, aber ich hatte noch ein anderes, viel einträgliches Geschäft. Nachts, wenn mich die Leute im Walde glaubten, suchte ich die Häuser der Reichen auf und plünderte dieselben. Auch bei Ihnen, mein Fräulein, habe ich mehr als zehnmal kleine und große Diebstähle ausgeführt; aber wenn ich todt bin, werden Sie diese Sachen in meiner Hütte finden; ich war schlecht genug, Sie zu bestehlen, aber nicht kühn genug, um das Gestohlene zu verkaufen. Es war mir immer, als wenn ich einen aufgehobenen Finger vor mir sähe, der mir die Veräußerung untersagte."

„Lassen wir uns darüber weggehen, Moses; wir können es um so besser, da mir Ihre Diebstähle im Pfarrhause nicht entgangen sind; ich habe Sie sogar zweimal mit eigenen Augen angesehen."

Moses wurde noch blasser und sprach mit leiser Stimme: „Sie wußten es und ließen mich nicht verfolgen?"

„Wenn wir Sie hätten verfolgen lassen, so würden Sie in's Gefängniß gekommen sein, aber Sie würden sich nicht gebessert haben. Und dann, Moses, wir setzten voraus, daß die Noth Sie zum Diebstahle verleitet habe."

„Aber, mein Fräulein, Sie und Ihr Herr Bruder erwiesen mir nachher eine Menge von Wohlthaten; es verging kaum eine Woche, in welcher Sie nicht ein paarmal in dieser Hütte erschienen, die sonst von Jedermann geflohen wird."

„Ei, Moses, was finden Sie Großes darin? Die christliche Religion gebietet uns, unsere Feinde zu lieben und ihnen wohl zu thun; auch ist es unsere Pflicht, uns der Verlassenen anzunehmen. Nun aber sagen Sie mir, was Sie noch auf dem Herzen haben?"

„Ach," sagte er, „ich mache mir Nichts aus dem Tode, denn das Leben hat mir wenige fröhliche Stunden gebracht; aber da habe ich die Nanni. Was soll aus der werden, wenn ich gestorben bin! Sie kann doch nicht, wie ein wildes Thier im Walde leben. Ich könnte sie allerdings an meine Glaubensgenossen weisen, und sie hätten die Pflicht, das Kind aufzunehmen und zu erziehen, aber ich fürchte, sie würde entgelten müssen, daß ihr Vater der Gemeinde Schande gemacht hat. Wohin also damit?"

„Moses," sprach das Mädchen; „für die Nanni soll gesorgt werden; ich werde sie in das Pfarrhaus aufnehmen."

„Ich wußte, daß Sie es thun würden," gab er mit einem sarkastischen Lächeln zur Antwort, „aber Ihr Bruder ist Pfarrer und er würde die Nanni zur Christin machen."

„Nun, Moses, es wäre kein Unglück, wenn es dazu käme, aber ich will Ihnen versprechen, daß Nichts geschehen soll, um sie von ihrem Glauben abwendig zu machen."

„Ich weiß, Sie würden Wort halten, denn Sie lügen nicht; aber es paßt mir doch nicht und zwar aus dem Grunde, weil Sie Nichts für ihre jüdische Religion thun könnten. Sie würde verkommen und eine Lumpin werden, wie ich."

„Aber Moses, was könnte ich denn sonst für sie thun?"

„Ich will es Ihnen sagen: „In Breslau habe ich eine Schwester. Sie hat mich hundertmal verflucht, weil ich so ein schlechter Mensch geworden; ich glaube, sie würde mich sterben sehen, ohne mir einen Trunk Wasser zu reichen, aber des Kindes wird sie sich annehmen. Darum schlagen Sie mir

die letzte Bitte nicht ab, bringen Sie das Kind nach meinem Tode zu ihr."

Anna reichte ihm ihre Hand und gelobte feierlich, daß sie seinen Wunsch erfüllen werde. Da fühlte er in die Tasche und holte ein sorgfältig versiegeltes Päckchen hervor. „Geben Sie ihr das," sagte er, „so wird sie wissen, daß Sie als Bote des sterbenden Bruders kommen. Jetzt aber bitte ich, mich mit dem Kinde allein zu lassen, denn ich habe ihr noch Manches zu sagen."

Anna ging in die Hütte, um noch Einiges herbeizuholen, was ihm nützlich sein konnte. Die beiden Doctoren aber zogen sich eiligst zurück, um nicht von ihr überrascht zu werden.

Sie waren indessen kaum bei den Sitzen angekommen, die sie verlassen hatten, als Anna schon erschien. Ihr Gesicht war ein wenig geröthet, sonst aber verrieth Nichts, welch ein wichtiges Geschäft sie beendigt hatte. „Meine Herren, ich habe Sie ein wenig über die Zeit warten lassen," sprach sie, „aber ich konnte nicht gut eher loskommen."

„Ein desto längeres Kapitel werden wir jetzt von der Geschichte hören," sagte Dr. Pick.

„Jetzt nicht," entgegnete sie; „vielleicht heute Abend."

Dr. Blitzig hatte auf der Zunge, ihr zu erzählen, wie sie Zeugen ihres guten Werkes gewesen seien, aber auf einen Wink seines Freundes schwieg er stille, denn es lag am Tage, daß sie die Sache geheim zu halten wünschte. Er nahm deßhalb das Gespräch über die schlesische Pflanzenwelt wieder auf, aber Anna's Interesse war dahin; sie gab nur oberflächliche Antworten und war offenbar nicht bei der Sache. Schon wurde vom Heimkehren gesprochen, als sich auf dem einsamen Waldplätzchen ein Herr zu ihnen gesellte.

Anna fiel ihm mit einem Freudenrufe um den Hals und der Herr schloß sie fest in seine Arme. „Mein Bruder Franz aus Breslau,“ wandte sie sich an ihre Gäste und stellte auch diese vor. Nachdem die Begrüßung vorüber war, sagte sie ohne Umstände: „Franz, Du wirst es auf Dich nehmen, die beiden Herren zu unterhalten. Ich muß nun nach Hause, denn es giebt noch Mancherlei zu besorgen.“ Husch war sie davon.

Sechstes Kapitel.

Gräfin M. — Eine neue Reise. — Erzbischof Clemens August. — Des Kirchenfürsten Unterschrift. — Pfarrer Binterim zu Bilk. — Die Maler Lessing und Mücke. — Im Hofgarten zu Düsseldorf. — Das Siebengebirge. — Der Laacher See. — Maler Steinle. — Drei Freunde. — Agnes in einem seltsamen Kostüme. — Der Knecht Meckel. — Ein Ritt im Gewittersturme. — Jehova's Zorn und Fluch über Sie. — Der Tod im strömenden Regen. — Nanni im Bett verborgen. — Was machen wir mit dem Todten? — Nanni auf dem Pfarrhofe. — Im Stübchen des Greises. — Vom Rheinstrome zum Schweizerlande. — Franz findet Anna.

„Ich hörte von dem Besuche," sagte Franz, als sie fortgegangen war, „und da man von den gelehrten Herren aus der Residenz immer etwas lernen kann, so habe ich meine Freunde im Stiche gelassen und ich bin eiligst hierhergekommen."

„Ah bah, unsere Schulweisheit ist nicht weit her," sprach Dr. Blitzig, „und was das Lernen angeht, so haben wir hier Weisheit und Herzensgüte kennen gelernt, denn wir hörten ein Stück Lebensgeschichte Ihres geistlichen Oncles."

„Ja," nahm Dr. Pick das Wort, „und wir sollten Ihnen eigentlich böse sein, denn durch Ihre Ankunft geht uns der Schluß verloren."

„Wie weit sind Sie denn mit der Lebensgeschichte gekommen?“ fragte Franz lachend.

„Wir haben eben die Rücktour von Wien vollendet und sind wieder in Breslau angekommen. Sollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, Ihre Schwester zu ersetzen?“

Franz ließ sich auf den Felsen nieder und entgegnete: „Mit Vergnügen, meine werthen Herren, aber ich fürchte, daß es mir nicht so frisch vom Munde wegläuft, wie der Anna.“

Mein Oncle war kaum von Wien zurückgekehrt, als er sich wieder in sein Werk vertiefte und mit einer Lust und einem Eifer arbeitete, daß Tante Johanna meinte, er werde in den alten Geschichten noch ganz verknöchern und versteinern; der Geschmack für eine wohlzubereitete Speise sei ihm schon abhanden und außer seinen geistlichen Pflichten existire für ihn Nichs mehr auf der Welt, als die alten Scharteken, mit denen man vernünftiger Weise den Ofen anzünden solle. So ganz Unrecht hatte sie nicht, denn dem Herrn Curaten schwebten so viele längst begrabene Mönche, Nonnen, Heilige, Baumeister und Schriftsteller im Kopfe herum, daß er thatsächlich für die übrige Welt keine Sinne mehr hatte, und sich mehr mit den Mahlzeiten der heiligen Hedwig, als mit seinem eigenen Mittagstische beschäftigte.

Indessen sollte er im nächsten Jahre aus dem Bücherstaube herausgerissen werden. Die Gräfin M., eine Frau, die man in jeder Beziehung als ein Muster aufstellen konnte, war mit ihrem einzigen Sohn nach Breslau übergesiedelt, um ihn während seiner Studien um sich zu haben und seine Erziehung zu überwachen. Da es eine Hauptaufgabe ihres Lebens war, den Armen und Nothleidenden beizustehen und deßhalb in den niedrigsten Hütten zu

verkehren, so wurde sie bald mit meinem Oncle bekannt und lernte ihn seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen hochschätzen. Durch seine genaue Kenntniß der bedürftigen Familien, brachte er ein wohlgeordnetes System in ihre Wohlthaten, und Mancher, der sich bisher wenig um das Elend seiner Mitmenschen gekümmert hatte, wurde von dem guten Beispiele fortgerissen und arbeitete mit der edeln Frau gemeinsam an dem Werke der christlichen Nächstenliebe.

Getrennt von ihrem Gatten, der ihr die Mildthätigkeit und die Andacht nicht verzeihen konnte, gab sie sich der Hülfe ohne Rückhalt hin, und es verging kein Tag, an dem sie den Armen nicht mit eigenen Händen Brod, Kleider oder Brennmaterial brachte. Diese edle Frau hatte einen kränklichen Verwandten, einem Kuirassier-Offizier, der auf den Rath der Aerzte das Bad Ems besuchen und eine längere Reise unternehmen sollte. Da sie ihn nicht ohne einen tüchtigen Reisebegleiter ziehen ließ, so machte sie meinem Oncle den Antrag, ihn zu begleiten.

Er bedachte sich keinen Augenblick, denn die Anregung, welche er auf seiner Wiener Reise erhalten hatte, lebte noch zu frisch in seinem Gedächtnisse, um nicht nach neuen begierig zu sein. Im Juni 1839 wurde die Reise angetreten und in allen größern Städten so lange Halt gemacht, daß sie die Sehenswürdigkeiten in's Auge fassen konnten. Sie besuchten Dresden, Leipzig, die Wartburg, Kassel mit seinen prächtigen Wasserkünsten, Marburg mit dem Grabe der heiligen Elisabeth, Frankfurt mit seinem Dom und dem altehrwürdigen Römer, das goldene Mainz mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten und schifften dann den Rhein hinab nach Koblenz, wo es abermals einen kurzen Halt gab, ehe

sie nach Ems zogen, wo der Offizier seine Kur begann.

Mein Oncle hatte nun viel freie Zeit und benutzte dieselbe zu Ausflügen in die romantischen Berggegenden, besonders auch nach Coblenz, wo er einige von seinen Wiener Freunden wiederfand und neue dazu gewann. Auch in Ems machte er die Bekanntschaft von sehr bedeutenden Leuten und so wurde sein Aufenthalt recht genußreich und bildend.

Nach fünf Wochen, als die Kur vollendet war, begaben sich unsere Reisenden weiter den Rhein hinab und kamen nach Cöln. Hier war es weniger der Dom, welcher ihn anzog, als vielmehr die erzbischöfliche Residenz. Damals, meine Herren, war nämlich die traurige Zeit, wo der Erzbischof Clemens August wegen seiner Ueberzeugungen gefangen saß. Dieser Schlag hatte in der ganzen christlichen Welt, sowohl der katholischen, als der protestantischen, eine bedauerliche Aufregung heraufbeschworen und es hatten sich nach und nach zwei Lager gebildet, die sich feindlich einander gegenüberstanden.

Mit sehr ernsten Gefühlen kam mein Oncle an die bischöfliche Residenz, wo man schon an den verschlossenen Fensterläden merken konnte, daß der Herr des Hauses abwesend war. Der Haushüter, welcher auf sein Läuten eines der Fenster öffnete, sagte ihm mit Bedauern, daß er die Zimmer nicht betreten dürfe, daß er ihn aber in den Garten führen wolle, wenn er es wünsche. Er nahm dieses Anerbieten mit Dank an und freute sich über die schönen Blumen, welche ihre Verlassenheit zu fühlen schienen. Der alte Aufseher war sehr freundlich und mittheilsam und erzählte ihm Manches aus dem Leben des gefangenen Kirchenfürsten. Als mein

Oncle den Wunsch ausdrückte, Etwas von des Bischofs Handschrift zu besitzen, nahm er einen Brief aus der Tasche, den er vor einigen Tagen erhalten, schnitt die Unterschrift ab und überreichte sie ihm. Mit diesem unbezahlbaren Schatze eilte er weiter und kam nach Düsseldorf, wo sein erster Gang dem alten gelehrten Pfarrer Binterim galt, welcher erst vor einigen Tagen aus der Festung Wesel zurückgekehrt war. Man hatte ihn in's Gefängniß geworfen, weil er sich mit Wort und Schrift der Sache des Erzbischofs allzuwarm angenommen. Binterim empfing ihn mit kindlicher Herzlichkeit, erklärte sich frei und offen und gab ihm noch ein kleines Andenken mit auf den Weg. Nachdem er sich in Düsseldorf noch dem Maler Lessing vorgestellt und dem Professor Mücke einen Besuch gemacht, sich auch an dem schönen Hofgarten und den breiten Straßen erfreut hatte, fuhr er den Rhein hinauf nach Bonn und ging von dort zum Siebengebirge, nach dem er sich früher so viele hundertmal gesehnt hatte. Hier auf der gipfelnden Höhe und bei den geborstenen Ruinen lebten in seinem Gedächtnisse wieder all die Sagen und Erzählungen auf, welche ihm in seinen Kinderjahren so manche genußreiche Stunde bereitet hatten.

Ein so großer Naturfreund er aber auch war, so befriedigte sie ihn doch nie vollständig, wenn er nicht auch bedeutende Menschen sehen und sich an ihnen erheben konnte; deßhalb ging er auch von Königswinter wieder nach Bonn zurück, um die Professoren Walter, Klee und andere Männer von Ruf kennen zu lernen. Aufgeheitert und voll guter Eindrücke begab er sich durch das Brohlthal zu dem romantischen Laacher See und von dort zurück nach der Burg Rheineck, wo er den Maler Steinle

wiederfand, der die Burg des Herrn von Bethman-Holweg mit Fresken schmückte. Auch der Maler Brentano aus Frankfurt und noch mehrere andere Kunstgenossen waren auf Rheineck. Nun weiß Jedermann, welch ein lustiges Völkchen die Künstler sind. Rechnen Sie dazu den breiten, rebenbekränzten Rheinstrom mit seinen Bergen und Burgen, die man von der luftigen Höhe eine weite Strecke überschauen konnte, so werden Sie begreifen, daß mein Oncle aus dem Jubel nicht mehr herauskam." —

Das Wetter war bis jetzt sehr schön gewesen uud hatte zum Aufenthalte im Freien eingeladen. Um diese Zeit aber umwölkte sich der Himmel und es schien ein schweres Gewitter im Anzuge.

„Meine Herren," sprach Franz, „ich glaube, daß es wohl gethan ist, ein schützendes Obdach zu suchen. Unsere Erzählung können wir unter Dach und Fach fortsetzen; hier würde uns doch der Regen die Freude daran verderben."

Alle erhoben sich und eilten dem Pfarrhause zu; schon stürzten einige dicke Tropfen herab, als sie das schützende Haus erreichten. Fräulein Anna stand im obern Stockwerke am Fenster und schaute mit besorgten Mienen nach den Wolken, welche in rasender Eile vorüberjagten.

Die beiden Doctoren fanden im Garten des Pfarrhauses noch drei Fremde, welche ihnen Franz mit den Worten: Franz Geide, Constantin Brosig, Mathias Kinne vorstellte. Es wurde noch eine kurze Unterhaltung begonnen; sie mußte aber bald abgebrochen werden, denn der Wind erhob sich so stark, daß ihnen die Hüte vom Kopfe flogen und daß die Haare wie Grasbüschel hin- und herwogten.

Anna hatte sich unterdessen auf die erste Etage

begeben, wo sich ihre Garderobe befand. Nicht lange, so kam sie wieder aus derselben hervor, war aber so eigenthümlich costümirt, daß Blitzig, der sie eilig auf den Hof gehen sah, ein Lächeln nicht zurückhalten konnte. Sie trug nämlich große lederne Herrenstiefel, einen breitrandigen Filzhut und eine Art von ledernem Sacke um den Leib, der von einem Schaffelle gemacht schien. Auf dem Hofe begegnete ihr ein Knecht, der mit Hacke und Schaufel aus dem Felde kam.

„Meckel,“ sagte sie zu ihm, „Du mußt auf der Stelle die beiden Pferde satteln; wir wollen ausreiten. Nimm ein paar Pferdedecken und einen starken Strick mit.“

„In diesem Wetter?“ fragte der Knecht. „Sehen Sie denn nicht, daß ein furchtbares Gewitter im Anzuge ist? Es dauert keine zwei Minuten mehr, so steht das ganze Firmament in lichten Flammen.“

„Es ist wahr Meckel, aber wir müssen ein Werk der Barmherzigkeit verrichten und können das Wetter nicht in Anschlag bringen.“

Meckel wußte, daß jetzt kein Widerstreben half. Er ging deßhalb direct in den Stall und Anna folgte ihm. Nach einigen Minuten kamen sie zu Pferde wieder heraus; Anna gab dem Thier einen Schlag mit der flachen Hand und dasselbe sauste wie ein Sturmwind zum Thore hinaus. Meckel folgte in geringer Entfernung. Draußen ging ein Wettreiten los, als gälte es, einen hohen Preis zu erringen. Anna war immer um einige Pferdelängen voraus, aber da ihr der Ritt zu langsam von statten ging, so schnalzte sie mit der Zunge und das Thier, welches gewohnt war, dem leisesten Winke seiner Herrin zu gehorchen, griff aus, daß die kleinen

Kieselsteine über dem Kopfe der Reiterin zusammenschlugen.

„Was sie nun wieder haben mag," brummte Meckel; „es ist ja wahrhaftig eine Gotteslästerung, in dem Wetter auszureiten. Bei all ihrer Vortrefflichkeit hat sie doch manchmal sonderbare Schrullen. Der Teufel soll solch ein Reiten holen!"

Diese Worte sprachen deutlich genug für sein Mißvergnügen, aber es fiel ihm doch nicht ein, ungehorsam zu werden, denn er, wie alle, welche mit ihr in Berührung kamen, mußten dem Einflusse folgen, den sie auf die Gemüther ausübte.

Kaum hatten sie das Feld erreicht, so brach das Gewitter mit ganzer Macht los und, wie Meckel vorausgesagt hatte, stand das ganze Firmament in Flammen. Der Donner und die Blitze erschreckten die Pferde; sie stutzten, spitzten die Ohren, schlugen mit dem Schweife um sich, bäumten sich pfeilgerade in die Höhe und wollten seitwärts in das Feld einbrechen. Anna aber hatte auch über die Thiere Gewalt; sie zwang ihr Pferd nieder und sprengte weiter. Dem Meckel aber floß der Schweiß von der Stirne und er hörte nicht auf, den abscheulichen Ritt zu verwünschen.

Im Walde zwischen den Felsen angekommen, mußten sie langsamer reiten, denn die enge Passage erforderte Vorsicht. Das Gewitter hatte aber auch jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Es wetterte und donnerte, daß man glaubte, daß Ende der Welt sei da. Endlich hatten sie die Hütte des jüdischen Wilddiebes erreicht. Er lag noch immer auf derselben Stelle, wo Anna ihn verlassen. Mit einem raschen Schwunge war sie vom Pferde, warf dem Meckel die Zügel zu und eilte zu dem Verwundeten.

Moses hatte die Augen geschlossen, seine Hände waren auf der Brust übereinandergelegt und es regte sich kein Glied an seinem Leibe. Anna trat zu ihm und rief: „Moses, leben Sie noch?"

Moses schlug matt und langsam die Augen auf. —

„Mein Gott," sagte Anna, „wie haben Sie in diesem schrecklichen Wetter draußen bleiben können?"

„Niemand konnte mir helfen," entgegnete er mit schwacher Stimme; übrigens ist es mir lieb, denn ich habe Jehova in seiner furchtbaren Herrlichkeit gesehen."

„Moses," nahm Anna wieder das Wort, „ich habe Decken und Stricke mitgebracht, um Sie auf ein Pferd zu binden. Sie sollen mit nach dem Pfarrhause, denn ich habe einen Arzt aus der Stadt kommen lassen, der Sie behandeln wird."

„Sie hätten sich das sparen können, Fräulein, denn ich brauche keinen Doctor und keine Apotheke mehr. Mein nutzloses Leben ist dem Ende nahe, und ich bin froh darum, denn es war ja doch nur eine Kette von Widerwärtigkeiten."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben, nämlich die Nanni zu meiner Schwester nach Breslau zu bringen. Jehova's Zorn und Fluch über Sie, wenn Sie nicht Wort halten, oder wenn Sie gar versuchen, aus dem Mädchen eine Christin zu machen."

„Seien Sie unbesorgt, Moses; wenn Sie weiter Nichts quält, so können Sie ruhig sterben, denn so wahr ich an Gott glaube, ich werde dem Kinde eine Mutter sein und es seiner Tante in Breslau zuführen, aber ich werde nicht eine

Silbe sprechen, welche gegen die jüdische Religion ist."

Moses schien mit dieser Versicherung zufrieden, aber er ließ nicht zu, daß man ihn anfaßte und in die Decken hüllte. Nach einigen Secunden flüsterte er: „Anna wenden Sie mir den Kopf nach der Himmelsgegend, wo Jerusalem liegt, denn jetzt muß ich sterben."

Anna und der Knecht gaben seinem Körper die gewünschte Lage; sie waren kaum damit fertig, so gab er seinen Geist auf, und sein letztes Wort war Nanni.

„Meckel," lispelte Anna, „er ist zwar nicht als Christ gestorben, aber wir wollen doch für seine unsterbliche Seele beten."

Sie knieten nieder, und Anna betete mitten in dem strömenden Regen laut vor; der Knecht antwortete.

Jetzt erst fiel ihr Nanni ein, und sie ließ ihre Blicke umherschweifen.

„Sie wird in der Hütte sein," sagte sie und trat hinein. Es waren nur wenige leere Räume, die man leicht durchsuchen konnte, aber sie fand Anna nicht. In dem engen, übelriechenden Schlafzimmer war wegen des schadhaften Daches die Decke durchweicht und das Wasser floß, wie durch ein Sieb in die Stube hinab. Unter den schmutzigen Decklumpen des Bettes schien ein kleiner menschlicher Körper zu liegen. Sie schrack heftig zusammen, denn sie fürchtete, auch das Kind sei gestorben. Hastig riß sie die Decke hinweg und rief: „Nanni, Nanni!"

Das Kind war nicht todt, sondern hatte sich nur aus Angst vor dem Gewitter verkrochen. Jetzt sprang es mit einem gellenden Schrei auf und stürzte ihr in die Arme. Anna preßte es an

ihre Brust und sagte mit sanftem, liebevollen Tone: Ich werde Dich mit nach dem Pfarrhause nehmen."

„Ist Vater todt?" fragte sie bestürzt.

„Er ist zum ewigen Leben hinübergegangen, Nanni, aber Du wirst darum doch nicht verlassen sein. Einstweilen findest Du Aufnahme im Hause meines Oncles, und nachher werde ich Dich zu einer Tante in Breslau bringen."

Nanni weinte nicht lange, denn Moses hatte ihr seinen Tod so oft vorausgesagt, daß ihr das Ereigniß nicht unerwartet kam. Auch noch ein anderer Umstand mäßigte ihre Trauer: Das wilde Wesen ihres Vaters, sein beständiges Auffahren und sein unheimliches Treiben hatten eigentlich niemals eine rechte Liebe in ihrem Herzen aufkommen lassen. Wenn sie sich in seiner Nähe befand, fühlte sie sich stets beängstigt und niedergedrückt und wurde erst dann wieder fröhlich, wenn er mit der Büchse und der Jagdtasche hinausging.

Wenn sie sich auch über seinen Tod nicht freute, so war es ihr doch unmöglich zu trauern; sie hatte vielmehr eine Empfindung, als wenn ihr ein breiter Eisenring von den Lenden genommen werde. „Ach, ach," sagte sie, „ich wäre auch hier vor Angst gestorben; aber im Pfarrhause ist es schön; dort will ich gerne bleiben und mit Freuden arbeiten, was Sie mir befehlen."

Die Hütte bot fast noch weniger Schutz, als der Wald und das freie Feld. Hier regnete es doch wenigstens reines Wasser, aber in der Hütte schoß eine gelbe lehmigte Fluth von der Zimmerdecke herab.

„Was machen wir nun mit dem Todten?" fragte Anna den Knecht. „Müssen wir denselben nicht mitnehmen?"

„Das werden wir hübsch bleiben lassen, Fräulein. Wenn der Doctor kommt, kann er eine Bescheinigung geben, daß er wirklich todt ist, und dann wird der Bürgermeister schon für die Beerdigung sorgen."

Anna schwang sich wieder auf's Pferd, nahm das Kind zu sich auf den Schooß und wandte das Thier rückwärts. Das Gewitter hatte noch immer nicht aufgehört, zu toben, auch schüttete noch immer der Regen. So kamen sie fast unbemerkt auf den Pfarrhof zurück.

Meckel brachte die Pferde in den Stall und machte dann auf dem Bürgermeister-Amte die Anzeige, daß der Jude Moses todt vor seiner Hütte liege. Anna aber stieg hinauf in ihre Kammer und führte Nanni an der Hand. Nachdem sie sich rasch umgekleidet hatte, vertauschte sie Nanni's nasse Lumpen mit einer Bettjacke und einem Unterrocke. Sie mußte unwillkührlich über die Monstrefigur lächeln, denn es sah wirklich sehr possirlich aus, wie der kleine Körper in den weiten Kleidern umherschwamm.

„Nanni," sagte sie; „ein paar Tage mußt Du Dich schon so gedulden; die Schneiderin soll aber kommen und Dir ein nettes Kleidchen machen. Bis dahin bleibt Dir nichts Anderes übrig, als mein Schlafzimmer; doch werde ich Dir nachher einige Spielsachen schicken, damit Dir die Zeit nicht allzulang wird."

Eine Treppe tiefer öffnete sie eine Thüre und trat in das Zimmer des Oncles. Der Greis saß in seinem Ledersessel, vor welchem sich ein kleines Lesepult befand, das er nach Belieben von sich abwenden und auf sich zudrehen konnte. Auf demselben lag eines von jenen Gebetbüchern, deren ungewöhn-

lich große und dicke Buchstaben selbst dem Halberblindeten das Lesen ermöglichen.

„Was bringst Du Neues, Anna?" fragte er, indem er das Buch schloß.

„Moses ist gestorben!" antwortete das Mädchen.

„Der arme Mensch!" erwiederte der Pfarrer. „Sein Leben bestand nur aus einer langen Kette von Sünden, aber sie haben ihm entsetzlich wenig eingebracht. Hunger und Entbehrungen blieben bis an's Ende sein Loos. Leider ließ sich das auch nicht von ihm abwenden, denn er ging mit eigensinnigem Kopfe seinen Weg und nahm keinen Rath an. Immer in der Furcht, man wolle ihn katholisch machen, floh er meine Annäherung; freilich mochte ihn auch das Gewissen ein wenig drücken, denn er wußte ja selbst wohl, was er im Pfarrhause angefangen. Doch, mögen die Todten im Frieden ruhen. Wir müssen jetzt von den Lebendigen sprechen. Was soll nun aus der Nanni werden, dem armen Dinge, welches von allen Menschen verlassen und doch viel zu jung ist, sein Brod selbst zu erwerben?"

„Lieber Oncle," nahm Anna das Wort, „ich bin hinaus gewesen, um den Moses hierherzuholen, aber ich kam zu spät, nur noch eben früh genug, um ihn sterben zu sehen. Er hat mir sein Kind empfohlen, und ich habe versprochen, mich seiner anzunehmen. Nanni ist jetzt auf meiner Schlafstube."

„Der Herr segne Dich für Dein gutes Herz. Wir werden sie im Hause halten und erziehen, bis sie im Stande ist, selber ihr Brod zu verdienen."

„Nein Oncle, nur für einstweilen; denn sie hat eine Tante in Breslau, zu welcher ich sie bringen

werde. Ich muß ihr aber jetzt Kleider machen lassen, und deßhalb bitte ich um Geld."

„Hier ist der Schlüssel! Nimm, was Du bedarfst, und vergiß nicht, daß wir mit Liebe, nicht mit Stolz geben sollen."

„Ich werde thun, wie Du mich immer gelehrt hast!"

Franz, welcher in den beiden Doctoren Leute von gleicher Gesinnung und Neigung gefunden, wurde bald mit denselben bekannt und übernahm gerne die Fortsetzung der Erzählung, die er hin und wieder mit sinnreichen Witzen und launigen Einfällen würzte und dadurch den Reisebeschreibungen einen neuen Reiz verlieh. Er führte die Hörer den Rheinstrom hinauf bis nach Schaffhausen und schilderte den mächtigen Fall mit so pompösen Worten, daß die Zuhörer, von seiner Begeisterung hingerissen, das mächtige tosende Element vor ihren Augen zu sehen glaubten. Sodann ging es zu dem viel bewunderten und vielbesungenen Züricher See mit seinen mannichfaltigen Herrlichkeiten; von dort zur Tellskapelle und dann hinauf zum Rigi.

Dem Doctor Pick ging hier das Herz weit auf. „Ah," sagte er, „ich bin auch einmal da oben gewesen. Es ist zwar schon eine geraume Zeit her, aber, als wenn ich noch da oben stünde, sehe ich in die vielen blitzenden Seen hinab und in die unzähligen Kuppen des Berner Oberlandes hinein. Ich hatte mich damals so sehr in das Anschauen der Schöpfungswunder versenkt, daß ich den Mittagstisch gänzlich vergaß und auf die Reste angewiesen war, welche die Gäste im Kulmhause übrig gelassen hatten; aber ich bereute es keineswegs und thue es auch bis heute noch nicht, denn jener Naturgenuß ist mir geblieben und das beste

Mittagessen wäre längst aus meinem Gedächtnisse verschwunden."

Franz nahm wieder den Faden der Erzählung auf und schilderte die Reise des Oncles so meisterhaft, daß Dr. Blitzig die feste Absicht aussprach, seine nächste Reise nach der Schweiz zu machen.

Franz hatte während der Erzählung mehreremale nach der Thüre geschaut, denn Anna blieb ihm zu lange. Entschuldigen Sie einen Augenblick, meine Herren," sagte er und ging, um die Schwester zu suchen. Da er sie nicht fand, begab er sich in ihr Zimmer. Die kleine Nanni, von der er Nichts wußte, hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt. Sie schluchzte leise und die Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Wer bist Du, mein Kind, und warum weinst Du?" fragte er.

Das Mädchen brach nun in noch lauteres Weinen aus und er hatte Mühe, sie zum Sprechen zu bringen. „Ach," sagte sie endlich, „ich bin die Nanni aus, dem Walde. Mein Vater ist gestorben und nun habe ich keinen Menschen mehr, der für mich sorgt, als Fräulein Anna."

Franz rückte einen Stuhl an ihren Sessel und sprach ihr so liebreich zu, daß sie ihm ihre ganze Geschichte erzählte, worüber er nicht wenig erstaunt war. Ihre Hand erfassend, sprach er: „Armes Kind, Du bist also eine Waise, aber trockne Deine Thränen. Wenn Fräulein Anna sich Deiner angenommen hat, so wird sie es Dir auch an Nichts fehlen lassen, denn sie ist lieb und gut und hat die Kinder gern."

Während er noch mit ihr plauderte, kam Anna mit einem Bündel Kleider zurück. Sie war ein wenig ungehalten, den Bruder in ihrer Stube zu

sehen, denn sie hatte das Mädchen erst herausputzen wollen, ehe es gesehen werden sollte.

„Geh' zu den Herren hinab," sagte sie, „und sprich nicht davon, auf welche Weise das Mädchen in das Haus gekommen ist. Ich habe nicht gerne, wenn sie von Jedem angestarrt und dadurch in Verlegenheit gebracht wird."

Siebentes Kapitel.

Anna's That wird bekannt. — Constantin Brosig, ein Kinderfreund. — Die Leiche wird aus dem Walde geholt. — Nanni befreundet sich mit Brosig. — Die Bibliothek des Pfarrers. — Der liebe Gott hat den Tisch und die Stühle zurechtgestellt. — Der Pfarrer von Strehlen und seine Gastfreundschaft. — Ausflüge in Wald und Feld. — Tante Johanna und Cousine Agnes. — Krankensuppe und Krankenbesuche. — Kampf mit dem Unverstande. — Der Seelendoctor. — Des Oncles Ritt. — Rathet, was ich mitgebracht habe! — Der Waisenknabe. — Polnisch lernen. — Agnes als Lehrerin. — Erziehungsregeln. — Der Engel des Pfarrhauses. — Agnes wird Gräfin Matuschka. — Sie stirbt.

Wenn Anna geglaubt hatte, ihr Abenteuer werde verschwiegen bleiben, so war sie im Irrthume. Meckel hatte bei der Köchin geplaudert, und diese hatte aus Stolz auf ihre Herrin den Mund nicht halten können, sondern sie bei den Dienstboten in den siebenten Himmel gehoben. So

kam denn die Geschichte auch zu den Gästen. Constantin Brosig hörte kaum von dem Kinde, so hatte er für alle Erzählungen und Unterhaltungen keine Ruhe mehr, denn er war ein echter Kinderfreund.

„Fräulein Anna," sagte er, als sie mit dem Mädchen an der Hand in die Stube trat, „sie sind ein Engel, daß sie sich der Unglücklichen mit solcher Liebe annehmen."

Dann ergriff er die Hand Nanni's und fragte, ob sie nicht mit ihm nach Breslau gehen wolle, wo sie es sehr gut haben würde. Das Mädchen schaute schüchtern zu ihm hinauf. Die freundlichen Worte thaten ihr wohl, aber sie wandte sich doch von ihm ab und klammerte sich an Anna's Arm.

„Fräulein Anna," hob Brosig wieder an, „Sie wissen, daß ich ein alter Junggeselle bin, der ganz allein in der Welt steht. Bisher habe ich diese Vereinsammung nicht so sehr gefühlt, aber allgemach kommt doch die Zeit heran, wo ich mich sehne, menschliche Gesellschaft um mich herum zu haben. So ein Kind, dem ich meine Liebe zuwenden und für dessen Zukunft ich sorgen könnte, wäre ein wahres Glück für mich. Ueberlassen Sie mir das Mädchen. Ich würde keine Kosten scheuen, sie gut erziehen zu lassen."

„Ich würde es gerne thun," antwortete Anna, „denn ich weiß, daß sie gut bei Ihnen aufgehoben wäre, aber ihr sterbender Vater hat über sie verfügt. In Breslau hat sie noch eine reiche Tante, und ich habe versprochen, sie dieser zu übergeben."

Constantin Brosig ließ traurig den Kopf hängen, denn er hatte sich in Gedanken schon aus-

gemalt, wie er dem Kinde ein rechter Vater sein und ihm ein hübsches Vermögen hinterlassen wolle.

Mit dem Erzählen wurde es heute Nichts mehr; denn der Tod des Moses und die damit verknüpften Umstände hatten unter allen Anwesenden eine zu große Aufregung hervorgebracht. Die Geschäftigkeit Anna's, die nun gar Vieles zu besorgen hatte, ließ außerdem keine behagliche Ruhe aufkommen, und die Herren mußten sich die Zeit so gut zu vertreiben suchen, wie es eben anging.

Am Abende wurde die Leiche aus dem Walde hereingeholt, ein Ereigniß, welches den ganzen Ort in Aufregung und auf die Beine brachte. Jeder wollte den Todten sehen, Jeder etwas Näheres von seinem Ende hören. Alt und Jung strömte hinaus, um die Leiche des alten Wilderers zu begleiten. Auch die Gäste des Pfarrers schlossen sich an; nur Constantin Brosig blieb zu Hause, um das Mädchen zu trösten und sie für sich zu gewinnen, denn er gab seinen schönen Plan, trotz der schlechten Aussichten noch nicht auf.

Nanni hatte auch bald ihre ganze Unbefangenheit wieder gewonnen; sie kletterte ihm auf den Schooß, ließ sich Stückchen von ihm erzählen und schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen. Wenn er sie fragte, ob sie mit ihm nach Breslau gehen wolle, schwankte sie zwischen ihm und Anna hin und her und wußte sich nicht recht zu entscheiden.

Fräulein Anna wurde ihm ordentlich gram, daß er ihr das Mädchen abwendig mache, und sie verbot es ihm endlich geradezu, das Kind an einen Gedanken zu gewöhnen, der sich doch nicht erfüllen könne.

Als Moses der Erde übergeben war, kehrte das ruhige Alltagsleben wieder in der Stadt ein

S. 111.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, wie einer Pfarrer geworden.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

und auch im Pfarrhause legte sich die fieberhafte Unruhe, welche durch Fräulein Anna's Sorge um Nanni hervorgebracht wurde. Die beiden Doctoren hatten sich in dieser Zeit über die Bibliothek des Pfarrers hergemacht und in derselben nicht allein die urkundliche Geschichte des Prämonstratenser-Klosters bei St. Vinzenz in Breslau, sondern auch noch manches andere werthvolle geschichtliche Werk seiner Hand gefunden. Dadurch war ihre Verehrung für den Greis noch mehr gewachsen und ihre Sehnsucht, seine Geschichte bis zu Ende zu hören, nahm noch zu.

Fräulein Anna konnte dann auch nicht länger ihren Bitten widerstehen. Auf den Vorschlag des Oberglöckners Mathias Kinne zogen sie am frischen Morgen in den Wald. Meckel mußte einen Korb mit Wein und kalter Küche dahin bringen, damit es in der schönen Natur auch nicht an den lieblichen Annehmlichkeiten fehle.

Anna hatte einen Platz unter den prachtvollen, breitkronigen Buchen ausgesucht. Hier war ein großer, offener Raum, in dessen Mitte sich ein tischartiger Felsen erhob, der rings im Kreise von kleinen Felsen umstanden wurde. „Das ist prächtig," sagte der Oberglöckner; der liebe Gott hat uns selbst den Tisch und die Stühle zurechtgesetzt. Da wird sich das Erzählen noch einmal so gut anhören!"

Anna begann: „Es war im Jahre 1842, als der Oncle nach Strehlen versetzt wurde. Strehlen ist ein Städtchen, fünf Meilen von Breslau entfernt, und es liegt in einer so anmuthigen Gegend, daß ich noch heute oft in stiller Sehnsucht dahin zurückverlange. Die Pfarrwohnung befand sich in dem ehemaligen Augustinerkloster, und

die großen, mit hohen Mauern umgebenen Klostergärten waren dem Oncle zur Benutzung überwiesen: Die gute Tante Johanna führte damals das Regiment in den weitläufigen Räumen, und sie hatte wahrlich beide Hände voll zu thun; denn das ganze Hauswesen und die Bewirthschaftung der großen Gärten standen unter ihrer Aufsicht. Es verging kaum eine Woche, daß wir nicht mehrere vornehme Gäste hatten, denn Oncle hatte sich durch seine Schriften einen Namen gemacht und wurde von allen Seiten aufgesucht. Da machte nun Tante Johanna auf die liebenswürdigste Weise von der Welt die Wirthin, so daß sich die Gäste in unserer Mitte wohlgefielen und oft recht lange blieben. Wir hatten das gerne, denn die Pfarrei hatte Mittel genug, um Gastfreundschaft zu üben, und wir lernten durch den Umgang mit den gelehrten Gästen Manches, was uns sonst verborgen geblieben wäre. Oft erhielten wir nur eine Anregung, aber diese wirkte dann immer weiter und wir wurden fast mit Nothwendigkeit zu Studien hingetrieben, an welche wir sonst nicht gedacht hätten. Der gute Oncle war immer bereit, uns zu helfen, wenn wir festfuhren. Ich war damals noch ein Kind, aber aus jener Zeit datiren doch meine Naturstudien, die mir so unendlich viele Freuden bereitet haben.

Mein Bruder Franz, derselbe, der jetzt unter uns weilt, war noch Gymnasiast; aber die Ferien brachte er in Strehlen zu und es wurde uns immer zu lang, bis er kam, denn er war ein munterer Gesellschafter und brachte uns durch sein Wissen manchen Nutzen. Der größte Theil der Ferien wurde freilich mit Herumschweifen in Wald und Feld verbracht; aber auch diese Ausflüge waren nicht ohne Nutzen. Wir kamen stets

reicher an Wissen zurück, als wir ausgezogen waren.

Dem Oncle war es gar nicht unlieb, wenn wir halbe Tage lang ausblieben, denn er arbeitete jetzt an seiner urkundlichen Geschichte der Stadt Strehlen. Da ihm sein geistliches Amt und seine übrigen Obliegenheiten nicht viel Zeit ließen, so haschte er ordentlich nach dem freien Stündchen und saß oft halbe Nächte hinter seinen Urkunden.

Tante Johanna schmälte ihn nicht selten, denn sie fürchtete für seine Gesundheit. Wenn es gar zu arg wurde, stachelte sie uns junge Unholde an, in sein stilles Studierzimmer einzubrechen und ihn mit Gewalt hinwegzuführen. Anfangs pflegte er sich zu sträuben, aber bald gab er doch mit lautem Lachen nach und zog mit uns hinaus. Dann war Niemand fröhlicher, als er, und man kannte den ernsten Mann, der mit finsterer Miene in seinem vergilbten Pergamenten und schweinsledernen Bänden kramte, nicht wieder.

Ich darf der Cousine Agnes nicht vergessen, denn sie war meistens die Sonne, um welche wir uns als Planeten drehten. Der Schöpfer hatte sie mit einer wunderbaren Schönheit begabt und mit dieser Schönheit stand ihre angeborne Liebenswürdigkeit im vollsten Einklange. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, ihren Geist auszubilden und immer mehr Wissen in ihrem Kopfe anzuhäufen. Es dauerte deßhalb auch gar nicht lange, bis sie mich überflügelt hatte, aber ihre Herzensgüte ließ mich das niemals merken, im Gegentheile stellte sie sich oft absichtlich in den Schatten, um mir mehr Licht zu verschaffen.

Da der Oncle auch Präses des Vinzenz-Vereins war, so hielt er uns fleißig zum Krankenbesuche an und wir hatten bestimmte arme und kranke Familien, für welche wir sorgen mußten. Da war Agnes nun ganz an ihrer Stelle. Trotz ihrer Vorliebe für die Studien konnte sie ganze Tage und halbe Nächte sitzen, um für die armen Familien Hemden zu nähen, Strümpfe zu stopfen oder neue anzufertigen. Mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit wußte sie jedes Läppchen zu benutzen und Etwas daraus zu machen. Was andere Leute wegwarfen, war für sie immer noch werthvoll. Selbst Tante Johanna mußte gestehen, daß Agnes in jeder Hinsicht ein wahrer Edelstein sei.

Wir pflegten unsere Besuche zweimal des Tages zu machen, nämlich Morgens nach dem Frühstücke und Mittags nach dem Essen. Die Küche des Pfarrhauses hatte immer so viel Ueberbleibsel, daß wir für ein nahrhaftes Frühstück und einen guten Mittagstisch sorgen konnten. Oft mußten wir auch Krankensuppe besonders kochen, weil die vorhandenen Reste für die kranken Mägen zu stark waren. Sie that das immer mit einer besondern Vorliebe, und sie hätte nicht sorgsamer zu Werke gehen können, wenn die Suppe für den König bestimmt gewesen wäre. Ich sah ihr im Anfange blos zu; aber nach und nach lernte ich eben so kostbare Suppen bereiten und fand ebenfalls ein großes Vergnügen daran.

Wie Sie sich denken können, waren die Wohnungen der Kranken und Armen oft recht unsauber und es fehlte überall an Luft und Licht. Wenn wir die engen krachenden Treppen hinaufstiegen, um zu den ärmlichen Speicherräumen zu gelangen,

war sie stets betrübt und niedergeschlagen. „Wie können die armen Leute in dieser abscheulichen Atmosphäre gesund werden?" sagte sie oft. „Es ist eine Schande, daß die Armuth immer auf diese Pestlöcher angewiesen ist, in denen ein Gesunder krank wird und in denen der Kranke dem sichern Tode entgegengeht."

In den Kammern sah es oft sehr wüst aus, denn die Armen, an ihrer Lage verzweifelnd, thaten wenig oder gar Nichts, um sich dieselbe erträglicher zu machen. Morgens herrschte ein Dunst und ein Uebelgeruch in denselben, daß man zu ersticken glaubte. Der Boden war mit Staub und Schmutz bedeckt und alle Kleidungsstücke, so wie das Bettwerk hauchten einen unerträglichen Modergeruch aus.

Agnes pflegte sogleich die Fenster zu öffnen, den Fußboden mit Wasser zu begießen und den Unrath hinauszukehren. Die Verkommenheit war oft so groß, daß selbst die Gesunden die Mühe scheuten, einen Eimer Wasser aus dem Brunnen zu holen. Dann aber konnte Agnes auch strenge werden. „Schämt euch," sagte sie, „Luft und Wasser wiegen eine ganze Apotheke auf, und da unser Herrgott uns diese Medicamente umsonst gegeben, so verdienen wir Strafe, wenn wir dieselben nicht im reichsten Maaße ausnutzen." Das Wasser wandte sie in allen Krankheiten an und drang darauf, daß das Waschen täglich am ganzen Körper geschah. Es herrschte damals noch das allgemeine Vorurtheil, daß die Luft den Kranken schädlich sei, und sie hatte nicht allein mit den Kranken, sondern auch mit den Aerzten zu kämpfen, daß sie dieselbe zuließen.

„Mein Gott," sagte sie eines Tages zu einem berühmten Arzte, „es leuchtet doch selbst einem Ungelehrten ein, daß die Luft dem Körper schädlich wird, sobald sie verdorben ist. Wenn das nicht der Fall wäre, so brauchten wir die Lunge ja gar nicht. Meines Wissens ist sie doch nur dafür da, um gute Luft einzupumpen und schlechte auszustoßen. Nun aber verdirbt in einem Krankenzimmer die Luft am schnellsten, und ich meine, das müsse uns ein Fingerzeig sein, hier am meisten Luft zu machen. Ebensowenig kann ich begreifen, daß die Nachtluft schädlich sein soll. Wachsen und gedeihen nicht des Nachts die Pflanzen und schlafen nicht eine Menge von Thieren im Freien? Warum also nicht auch des Nachts die Fenster auflassen? Ich meine, es sei noch nöthiger, als am Tage."

Der gelehrte Herr hatte vielleicht niemals darüber nachgedacht, sondern war nur dem alten Schlendrian gefolgt; aber er mußte doch schließlich eingesehen haben, daß Agnes Recht hatte, denn er ließ sie still gewähren, und es fand sich, daß ihre Kranken meistens gesundeten, während die Luft- und Wasserhasser starben. Nachdem dieses Resultat einmal feststand, wurde sie noch strenger, und sie entzog den Widerspenstigen so lange ihre Hülfe und ihre Wohlthaten, bis sie sich bequemten, ihren Rathschlägen zu folgen.

Für die Willigen war ihr keine Arbeit zu groß, und sie stand oft stundenlang mit ihren zarten Händchen am Waschzuber und wusch die zerrissenen Hemden oder die übelriechenden Betttücher ihrer Schützlinge.

Der Oncle hatte seine Freude an unserm Wirken und er sorgte dafür, daß wir niemals ohne

Arbeit waren, denn wenn wir eine Familie so weit gebracht hatten, daß sie sich selbst helfen konnte, wies er uns gleich eine andere an. Sehr häufig waren unsere Schutzbefohlenen nicht allein am Leibe, sondern auch an der Seele verkommen. Hier war nun Agnes noch besser an ihrem Platze. Ich habe niemals einen Menschen gesehen, der es so verstand, die Herzen zu rühren und auf die Seelen einzuwirken. Die verstocktesten Sünder konnten ihren liebreichen Ermahnungen nicht lange Stand halten. Wenn sie sich auch noch sehr gegen religiöse Dinge wehrten, so fand sie doch bald ein Löchlein in dem Panzer des Unglaubens, und dann war der Mensch bezwungen; ein Stück der Rüstung, nach dem andern fiel ab und die Leute wurden so weich, daß sie Thränen weinten und einen andern Lebenswandel begannen. Wie viele haben mir unter Freudenthränen gestanden, daß sie sich jetzt wohl und glücklich fühlten, während sie in ihrem Unglauben niemals eine frohe Stunde gehabt hatten.

Eines Ereignisses muß ich noch erwähnen, das uns Allen zu einer Quelle der größten Freude wurde. Eines Tages war der Oncle zu seinen Kranken auf dem Lande geritten. Die Pfarre hatte nämlich eine große Ausdehnung und bei den oft grundlosen Wegen war es fast nicht möglich, zu Fuße durchzukommen. Im Winter und bei schlechten Wegen waren wir stets in großer Besorgniß um ihn und es dauerte uns zu lange, bis wir den Hufschlag seines Pferdes hörten. An jenem Tage war es recht stürmisches Wetter und dazu kalt und unfreundlich. Tante Johanna ging jeden Augenblick an's Fenster und schaute hinaus; zuweilen hörten wir ihren Lippen einen Seufzer entschweben. Die Kaffeezeit war längst vorüber und noch immer

kam der Oncle nicht. Sie stellte den Topf auf den Ofen, damit er warm blieb, holte Schlafrock, Pantoffel und Hausmützchen herab und setzte sich dann an's Spinnrad, bei jedem Geräusche den Kopf erhebend. Agnes war über ihren Büchern her und ich beschäftigte mich mit Stricken. So kam der Abend, und die Lampe brannte bereits in dem traulichen Stübchen, aber der Oncle kam immer noch nicht. Auch wir waren voller Besorgniß, und heute wurde weder gesungen, noch geschäkert. Nur das Schnurren des Spinnrades unterbrach die unheimliche Stille.

Ich schlich leise hinauf auf mein Zimmer, wo ich den Weg überschauen konnte. Der Regen hatte nachgelassen, nur ein wässeriger Dunst lag über der Gegend. Ich hatte noch nicht lange gestanden, als ich in demselben einen sich vorwärts bewegenden Gegenstand bemerkte, der immer deutlicher wurde. Jetzt unterschied ich einen Reiter und erkannte bald den Oncle, welcher langsam vorwärts kam.

Freudig aufschreiend lief ich hinab und rief: „Der Oncle kommt!“ Sogleich stellte Tante Johanna das Spinnrad in die Ecke; Agnes sprang von ihren Büchern auf und wir eilten alle drei in den Hof.

„Meckel, zünde die Laterne an, der Herr Pfarrer kommt,“ sagte Tante Johanna. Meckel ging in den Stall und kam bald mit der brennenden Laterne zurück, mit welcher er zum Thore ging und dasselbe aufschloß. Bald kam der Oncle hereingeritten und rief uns einen fröhlichen guten Abend zu. Beim Scheine der Laterne bemerkten wir, daß er ein dickes Packet unter dem Mantel trug. Es geschah zuweilen, daß er uns ein Ge-

schenk mitbrachte. Wir glaubten, es sei auch diesmal der Fall und freuten uns schon im Voraus. Er stieg langsam und bedächtig vom Pferde, übergab dem Knechte den Zügel und schritt uns voran in das Stübchen.

Als er eingetreten war, fragte Tante Johanna: „Hast Du uns Etwas mitgebracht?"

„Ja," gab er lächelnd zur Antwort, „aber rathet einmal was."

Tante Johanna sagte: „Es wird ein Packen Leinwand sein, denn sie ist uns beigegangen, weil Du so viel fortschenkst."

„Etwas Besseres," entgegnete er.

„Dann ist es Wolltuch für die armen Leute," sprach Agnes.

„Noch etwas Besseres! Rathet nur zu!"

Nun glaubte ich das Richtige zu treffen und rief: „Ich wette, der Oncle hat uns neue Kleider mitgebracht."

„Du hast die Wette verloren, Anna," gab er lachend zur Antwort.

Wir mühten uns ab und riethen bald Dieses, bald Jenes; da aber immer ein Schütteln des Kopfes erfolgte, so wurde Tante Johanna des Rathens müde und nahm ihm den vom Regen schweren Mantel ab. Wir schrieen alle drei laut auf, denn in seinen Armen lag ein schlummerndes Knäblein von drei Jahren; das legte er Tante Johanna auf den Schooß und sagte: „Du mußt nun Mutterstelle vertreten, denn das Büblein ist eine Waise, und ich habe mich seiner angenommen."

Ach, wie freuten wir uns Alle! Jubelnd umstanden wir das Kind und vertheilten die Geschäfte

unter uns. Von unserm Lärm wurde es wach und schlug die Aeuglein auf. Die fremde Umgebung erschreckte es. Es wandte den Kopf um und streckte seine kleinen Aermchen nach Tante Johanna's Halse aus. Sie küßte es und umschlang es wie eine Mutter.

Nach und nach wurde das Knäblein zutraulich und ließ mit sich spielen. „Wie heißt Du denn?" fragte Tante Johanna? Es war groß genug, um ihr antworten zu können. Es that es auch, aber seine Antwort war polnisch, und davon verstanden wir Mädchen kein Sterbenswörtchen. Der Oncle lachte und sprach: „Nun bleiben nur zwei Dinge übrig: entweder ich muß den Knaben selbst aufziehen oder ihr müßt polnisch lernen."

Da wir durchaus keine Neigung hatten, den Knaben dem Oncle zu überlassen und ihn in die schweigsame Studierstube einzuschließen, so riefen wir wie aus einem Munde: „Wir wollen polnisch lernen!"

Wir hielten die Erlernung der polnischen Sprache gar nicht für so schwierig, denn es kamen oft gewöhnliche Leute aus Oberschlesien, die sie geläufig sprachen; auch hatte Oncle sie ja noch in seinen vorgerückten Jahren erlernt.

Fast hätte Tante Johanna in ihrem Eifer vergessen, ihm die durchwärmten Kleidungsstücke zu zu geben und den Kaffee zu serviren. „Sieh, sieh," sagte er mit drohendem Finger, „wie so ein kleiner Pole gleich einen alten Preußen in Vergessenheit bringt."

Die erste Stunde im Polnischen wurde sogleich vorgenommen und wir setzten sie in der Folge eifrig fort, aber das Knäblein verstand doch eher deutsch,

als wir polnisch. Wir hätten das wohl voraus wissen können.

Tante Johanna wurde dem Kinde eine wirkliche Mutter; es mußte in ihrer Kammer schlafen, sie lehrte es beten und brachte ihm die ersten Anfangsgründe im Deutschen bei; es füllte überhaupt einen großen Theil ihrer Zeit aus. Für Agnes und mich lag das Gute darin, daß wir uns jetzt mehr um die Haushaltung kümmern mußten und so nach und nach mancherlei practische Kenntnisse erlangten, die später von großem Nutzen für uns waren.

Der kleine Pole wurde für uns eine große Quelle des Vergnügens; alle Tage entdeckten wir neue Eigenschaften an ihm. Jeder wollte sich mit ihm beschäftigen, jeder mit ihm spielen und in seiner Gunst stehen. Es war eine ordentliche Hetzjagd um den Knaben, und es kam zuweilen vor, daß wir seinetwegen einander grollten.

Der Oncle sah es gern, daß wir das Kind lieb hatten, aber da er fürchtete, wir möchten ihn durch allzugroße Zuneigung verderben und da er auch für die einheitliche Entwickelung seines Geistes fürchtete, wenn er so viele Lehrmeister hatte, so ließ er eines Tages Cousine Agnes in sein Studierzimmer kommen und sprach: „Agnes, Du hast die Absicht, Dich als Lehrerin auszubilden. Da giebt es freilich noch viel zu lernen, aber man kann auch nicht früh genug anfangen, zu lehren und sich in der Geduld auszubilden. Um Dir zu beidem Gelegenheit zu geben, überweise ich Dir unsern kleinen Polen als Schüler. Du wirst ihn lehren und erziehen. Ueber das Erstere sage ich Dir Nichts, denn Du findest schon selbst den richtigen Weg. Was aber das Erziehen angeht, so erlaubst

Du wohl, daß ich Dir einige Fingerzeige gebe. Vor allen Dingen sorge, daß er wahrheitsliebend wird, denn die Wahrheit macht den Menschen nicht allein zu einem achtungswürdigen Wesen, sondern sie bewahrt ihn auch vor vielen Sünden. Diese Aufgabe wird keine leichte sein, denn es ist erforderlich, daß er immer die Wahrheit hört, um sich selber daran zu gewöhnen. Du wirst also auch nicht dulden, daß ihm im Scherze, im Ernste oder als Vertröstung eine Unwahrheit gesagt wird. In erster Linie mußt Du natürlich selbst immer wahr und aufrichtig sein. Ich weiß, daß Du es im Allgemeinen bist, aber es giebt auch eine Menge kleiner Unwahrheiten, welche als Ausdruck der Höflichkeit und Bemäntelung gleichsam eine gewisse Berechtigung erhalten haben.

Lehre Deinem Zögling recht früh den lieben Gott verehren und präge ihm Gottesfurcht ein; denn sie bleibt im Herzen und bewahrt den Menschen vor tausend Fehltritten. Wenn er sich früh daran gewöhnt, das Heilige als heilig zu betrachten, so wird es ihm heilig bleiben und in Leiden großen Trost spenden. Das Mein und Dein mußt Du ebenfalls in seiner jungen Seele pflegen, und es wird keine Mühe machen, denn schon in den alltäglichen Verhältnissen wird er leicht erkennen, daß nicht Alles gemeinsam ist.

Lehre ihn auch, seine Leidenschaften, die früher oder später hervorbrechen werden, im Zaume halten, denn die Leidenschaften sind Quellen der Sünde und des eigenen Unglücks. Sei fest in Deinem Willen, aber verlange Nichts, was nicht leicht erfüllt werden kann.

Mein liebes Kind," setzte er hinzu, „da das gute Beispiel bei der Lehre obenanstehen muß, so

fürchte ich, daß ich Dir mit meinen Anweisungen zu viel aufgebürdet habe, denn Du müßtest fast ein Engel sein, um das Alles gut zu machen. Verzage aber nicht, wenn Du in Dir Mängel findest, welche dem Knaben zum bösen Beispiele dienen. Wenn Du sie erkannt hast, bist Du schon auf dem Wege, sie zu bessern."

Agnes war nicht wenig stolz auf dieses Vertrauen, und ich darf wohl zusetzen, daß Tante Johanna und ich sie mit recht neidischen Augen ansahen, aber sie war sich auch ihrer Verantwortlichkeit bewußt, und man konnte deutlich wahrnehmen, wie sie auf sich selbst achtete und jede Redensart, welche etwas von Verdunkelung der Wahrheit an sich hatte, vermied. Dem kleinen Polen wurde sie mehr als eine Mutter, sie wurde ihm eine Priesterin, und der Knabe schaute mit einer heiligen Liebe und Verehrung zu ihr auf. Ich habe zwischen Mutter und Kind niemals ein so inniges, auf die wirkliche Tugend gegründetes Verhältniß gesehen. Wenn ich sage: „Agnes war ein Engel," so ist das keineswegs ein oberflächlicher Ausdruck. Sie streifte immer mehr und mehr die kleinen Mängel ab, die an jedem Menschen haften, und sie wurde deßhalb auch für uns andern ein Gegenstand der größten Verehrung. Selbst Tante Johanna schaute mit einem unverkennbaren Entzücken zu ihr auf und sie pflegte zu sagen: „Agnes ist wirklich der Engel des Pfarrhauses!" So sagten auch alle bei uns einkehrenden Gäste, obschon sie sich meistens in stiller Bescheidenheit zurückzog und nur zum Vorscheine kam, wenn es ihre Pflichten als Erzieherin gestatteten oder wenn es die Gastfreundschaft durchaus erforderte.

Der junge Pole gedieh geistig und körperlich unter ihrer Leitung. Jetzt, nachdem er das Lehrerseminar längst verlassen, ist er als Hülfslehrer an-

gestellt und er hält noch immer treu zu unserer Familie und zu seinem alten Wohlthäter.

Agnes hatte sich mit der Zeit so tüchtig herangebildet, daß sie sehr wohl im Stande war, eine Gouvernanten-Stelle zu bekleiden. Mein Oncle, der sie nur ungern von sich ließ, lebte nichts destoweniger der Ueberzeugung, daß man im eigenen Familienkreise nur selten die nothwendige Selbständigkeit erlangt. Er gab ihr deßhalb die Erlaubniß, in einem gräflichen Hause in Savoyen eine Gouvernanten-Stelle anzunehmen.

Als die Zeit der Abreise immer näher kam, waren wir alle tief bewegt, denn jetzt erst fühlten wir unsern Verlust in ganzer Ausdehnung. Auch Agnes war betrübt und es standen nicht selten Thränen in ihren Augen. In ihrer Gesellschaft besuchten wir noch einmal alle ihre Lieblingsplätzchen. Endlich kam der Abschied. Wir hingen Alle weinend an ihrem Halse, und der kleine Pole konnte sich gar nicht trösten. Als sie fortkam, war uns die Pfarre wie verwaist, und erst nach und nach gewöhnten wir uns an den Gedanken, nun ohne sie leben zu müssen."

„Und was ist aus ihr geworden?" fragte Kinne.

„Wir hatten das Vergnügen, sie später wieder im Pfarrhause zu sehen, aber sie blieb uns nicht lange. Graf Matuschka, von ihrer Tugend und Liebenswürdigkeit angezogen, nahm sie zur Frau. Das Glück der Ehe genoß sie nur ein kurzes Jahr, dann starb sie. Laßt mich über den Schmerz, den wir Alle empfanden, hinweggehen, denn ich habe keine Worte dafür und noch jetzt bringt mich die Erinnerung in die größte Aufregung. Ihre Tochter wurde so liebenswürdig wie die Mutter; sie starb

vor zwei Jahren als eine siebenzehnjährige Jungfrau. Auch Tante Johanna ist gestorben und ich blieb allein zurück. Als wir von Strehlen hierherzogen, bluteten die Wunden, die uns geschlagen worden waren, noch frisch.“

Achtes Kapitel.

Die Abreise wird beschlossen. — Eine Sitzung im Reisewagen. — Die Romantik auf dem Heuwagen. — Vorbereitungen zur Reise. — Abschiedsschmaus. — Der Humor des alten Herrn. — Händedrücken. — Die Lebensquelle unter dem Wagen. — Die Vorzüge eines Leiterwagens. — Eine Landparthie in Westphalen. — Ein Mahl unter den Laubkronen der Bäume. — Ankunft in Breslau. — Freundschaftlicher Streit. — Das Herz geht auf und der Mund fließt über. — Frau Sara Sandelmeyer. — Ein schlechter Empfang. — Getäuschte Erwartungen. — Wie Brosig zu einem Kinde kommt. — Er macht der Nanni das Nest fertig.

Anna schwieg; ihr Herz war noch zu bewegt. Sie hatte auch nicht viel mehr zuzusetzen, denn seit der Oncle in Liebenthal war, hatte er ein stilles Liebesleben geführt. Seine Pflichten als Pfarrer, als Präsident des Vinzenz-Vereins und seine schriftstellerischen Arbeiten (denn hier schrieb er die Geschichte des Benedictinerinnen-Klosters von Liebenthal) füllten seine ganze Zeit aus, und wenn einmal ein Stündchen übrig blieb, so galt es den Gästen, welche gerne bei ihm einkehrten.

Die beiden folgenden Tage wurden noch Spaziergänge in die Umgegend gemacht, aber Anna nahm keinen Theil daran, denn sie hatte für das kleine Judenmädchen zu sorgen.

Die beiden Berliner dachten nun ernstlich an die Heimkehr, denn die Ferien nahten sich dem Ende und es blieb ihnen nicht viel Zeit übrig, wenn sie noch einen beabsichtigten kurzen Besuch in Breslau machen wollte.

Auch Franzens freie Tage waren abgelaufen, und da sich Geide, Brosig und Kinne nur in seiner Gegenwart wohl fühlten, so wurde die allgemeine Abreise beschlossen.

„Geben Sie mir die Nanni mit nach Breslau," sagte Brosig. „Ich werde sie der dortigen Anverwandten überbringen."

„Ei," gab Anna lächelnd zur Antwort, „ich lief ja Gefahr, daß Sie einen Menschenraub begingen. Zudem muß ich mich aber auch persönlich überzeugen, in welche Hände Nanni dort geräth, und vergessen Sie nicht, daß ich dem Sterbenden versprochen habe, das Kind selbst nach Breslau zu bringen."

„In diesem Falle, meine liebe Schwester," sprach Franz, „kannst Du nichts Besseres thun, als uns begleiten."

„Ich habe schon daran gedacht," gab sie zur Antwort, „aber ich kann doch den Oncle nicht allein lassen."

Der ehrwürdige Greis trat jetzt in's Zimmer, und da er die letzten Worte gehört hatte, so entgegnete er lächelnd: „Geh nur in Gottes Namen, Anna. Für ein paar Tage bin ich ja auch bei

der Köchin wohl aufgehoben. Außerdem habe ich von Breslau Mancherlei mitzubringen, was ich hier nicht haben kann."

Die kleine Nanni wurde von dem Beschlusse unterrichtet, aber sie machte ein gar trübes Gesicht und wäre lieber im Pfarrhause zu Liebenthal geblieben. Es kostete wirklich Mühe, sie zum Mitgehen zu überreden. Brosig übernahm es, sie willig zu machen, und er besaß eine so große Ueberredungskunst, daß die Kleine ihre Hand in die seinige legte und nicht zu weinen versprach. Als sie sich einmal in den Gedanken gefunden hatte, packte sie sogleich ihre Sachen zusammen.

Es entstand nun eine Berathung über die Art und Weise der Reise. Dr. Pick und Dr. Blitzig meinten, es sei am einfachsten, die Post zu nehmen; auch die Andern theilten diese Ansicht, nur Anna war entschieden dagegen. „Ich würde auf dem Rückwege allein sein," sagte sie, „und außerdem hat auch Oncle so Vielerlei mitzubringen, daß ich es im Postwagen nicht zu lassen wüßte. Nein, Meckel wird uns fahren; da aber unser acht sind, so weiß ich nicht, wie wir in einem einzigen Wagen Platz finden sollen."

„Es käme auf eine Probe an," meinte Kinne; „wir wollen im Wagen des Herrn Pfarrer einmal eine Sitzung veranstalten."

Eine Sitzung in einem Reisewagen, das klang, obschon es richtig war, so spaßhaft, daß Alle lachen mußten. Die Herren begaben sich aber doch in die Remise und kletterten in den etwas schlotterigen Wagen. Es fand sich sehr bald, daß vier Mann den innern Raum vollständig ausfüllten und daß man nicht daran

denken konnte, noch vier weitere hineinzupferchen.

„Es geht nicht,“ sagte Franz, „und wenn es ginge, so hätte ich doch meine Bedenken. Der Wagen hat schon ein hübsches Alter, und ich bin als Student oft genug mit demselben herumkutschirt. Ich glaube, wenn er die Last von acht Personen zu tragen hätte, würde er auf halbem Wege auseinanderstürzen.“

Kinne schüttelte sich. „Hu,“ sagte er, „der Gedanke schon erregt ein Gefühl in mir, als wenn's auf's Sterben losginge. Lieber gehe ich von Liebenthal bis Breslau zu Fuß; dann weiß ich doch wenigstens, daß ich feststehe.“

Franz machte einen andern Vorschlag. „Meine Freunde,“ sagte er, „wenn Ihnen nicht viel an der Form des Fahrzeugs liegt, so nehmen wir einen Heuwagen. Es ist ein solides Gefähr, und was die Schnelligkeit angeht, so wird Meckel schon sorgen, daß die beiden Braunen tüchtig laufen.“

Mit diesem Vorschlage waren Alle einverstanden; schon der Romantik wegen wollten sie gerne einmal auf dem Heuwagen fahren; Dr. Pick meinte nur, Fräulein Anna werde sich dafür bedanken.

„Wir wollen als Deputation zu ihr gehen und ihren Entschluß einholen,“ sagte Dr. Blitzig; und so geschah es.

„Ich hatte denselben Gedanken,“ sprach Anna, „und es bleibt uns auch in der That nichts Anderes übrig. Was mich angeht, meine Herren, so ist es nicht das erste Mal, daß ich so

durch das Land kutschiere. Bei gutem Wetter ziehe ich den Leiterwagen sogar einem geschlossenen Fahrzeuge vor, denn man hat frische Luft und Sonnenschein und einen freien Blick auf die Natur."

„Abgemacht!" ertönte es wie aus Einem Munde.

Nun wurde der Meckel herbeigerufen, um seinen Rath zu geben.

„Ei," sagte er, „der Rath ist sehr einfach. Auf den Boden des Wagens legen wir eine Schütte Stroh, und an die Leiterbäume binden wir acht Stühle fest, dann ist der Omnibus fertig, und die Passagiere können einsteigen."

„So sorge," sagte Franz, „daß wir morgen gleich nach dem Frühstücke abfahren können." Meckel freute sich auf die Fahrt, denn er wollte die Stadt Breslau gerne noch einmal sehen, dann aber hoffte er auch ein tüchtiges Trinkgeld zu erhalten, und das that ihm Noth, denn er hatte die Absicht, sich für den nächsten Winter einen tüchtigen Mantel anzuschaffen. Also machte er sich sogleich an die Arbeit, suchte acht Stühle zusammen, die das Rütteln und Stoßen vertragen konnten, und band sie vermittelst dicker Stricke mit den Querhölzern an den Wagenboden und mit der Lehne an die Leitern so fest, daß sie sich nicht rührten.

„Meinetwegen könnte es jetzt schon losgehen," sagte er, indem er mit Wohlgefallen seinen Omnibus überschaute. Damit die Pferde gehörig ziehen konnten, schüttete er ihnen schon heute eine doppelte Haferration in die Krippe und ließ sie von dem süßen Heu ganz nach Belieben fressen. Dann machte er sich daran, das Sattelzeug blank zu putzen. „Es muß Alles hübsch sein," sagte er,

„denn auf des Pfarrers Wagen giebt Jedermann acht, besonders weil so vornehme Herren darauf sitzen.“ —

Auch die Pferde wurden schon am Abende einer sorgfältigen Reinigung unterworfen, damit die Arbeit am folgenden Morgen desto eher geschehen sei. Als Alles besorgt war, zündete er sein Pfeiflein an, strich den Thieren über die Mähnen und hielt, wie er gewöhnlich that, sein Zwiegespräch mit ihnen. Die Thiere blickten ihn mit den treuen Augen an, als ob sie ihn verständen und rieben sich mit den Köpfen an seiner Schulter. Unterdessen saß die Gesellschaft drinnen in der großen Stube und hielt den Abschiedsschmaus. Auch der alte geistliche Herr wollte sich's diesmal nicht nehmen lassen, bei seinen Gästen zu sein, obschon ihm das lange Aufsitzen beschwerlich fiel. Die Munterkeit, welche früher einen so angenehmen und liebenswürdigen Gesellschafter aus ihm gemacht hatte, war heute in ganzer Frische wieder zurückgekehrt. Er sprudelte über von kostbaren Anecdoten und witzigen Bemerkungen, so daß sie Alle elektrisirt wurden und aus dem Lachen nicht herauskamen.

„Das war ein fröhlicher Abend,“ sagte Dr. Blitzig zu seinem Freunde, als sie zu Bette gingen. „Wahrlich, der alte Herr hat mehr Humor in seinem Daumen, als die meisten Menschen im ganzen Hirnschädel.“

Dem stimmte Dr. Pick von ganzem Herzen bei, und sie unterhielten sich noch lange von dem alten Herrn, ehe ihnen der Schlaf die Augen zudrückte. Am folgenden Morgen war im Pfarrhause Alles früh auf den Beinen, denn Jeder

hatte noch seinen Koffer zu packen, und Niemand wollte von Liebenthal fortgehen, ohne die Messe gehört zu haben. So gingen sie denn Alle mit dem Pfarrer zur Kirche, und es war Keiner unter der Schaar, welcher nicht während des heiligen Opfers seine Gebete für den leutseligen Priester zum Himmel schickte.

Das Frühstück wurde mit einer unruhigen Hast eingenommen, und die alte Köchin hatte den Verdruß, daß man ihrer schmackhaften Küche wenig Ehre anthat. Endlich war Alles zur Abreise bereit und die ganze Carawanne begab sich auf den Hof, um den Leiterwagen zu besteigen. Der Pfarrer gab das Geleit, und während Meckel die Koffer unter den Stühlen befestigte, nahm der alte Herr Abschied von Dr. Blitzig und Dr. Pick. „Ich werde wohl schwerlich das Vergnügen haben, Sie noch wiederzusehen," sagte er, „denn ich kann nicht annehmen, daß Sie bald wieder in diese Gegend kommen. Meine Lebensuhr ist stark am Ablaufen und ich muß mich auf die Abreise nach dem Jenseits gefaßt machen. Es soll mir aber sehr lieb sein, wenn ich zuweilen Nachricht von Ihrem Befinden erhalte. Wenn ich auch selbst die Briefe wegen meiner Augen nicht gut mehr lesen kann, so wird Anna sie mir vorlesen und ich werde eben so viel Vergnügen haben, als wenn ich die lieben Zeilen mit meinen eigenen Augen verfolgte." Dann hob er die kleine Nanni auf den Arm, küßte sie wie ein Vater auf die Stirne und setzte sie auf einen der Stühle. Nachdem er auch den Uebrigen die Hand gedrückt hatte, ging er in seine Bibliothek zurück und blieb bis zur Abfahrt am Fenster stehen.

Fräulein Anna hatte auch an die leiblichen Bedürfnisse gedacht; auf einen Wink brachte Meckel

einen großen Waschkorb herbei, welcher mit Wein, kaltem Geflügel und Brod gefüllt war. Da der Wagen im Innern schon so bepackt war, daß man sich behelfen mußte, so wurde die umfangreiche Lebensquelle unter dem Wagen mit Seilen festgebunden, und nun stiegen Alle auf. Das gesammte Hausgesinde kam auf den Hof, um noch einmal Abschied zu nehmen; dann klatschte Meckel in die Peitsche und unter fröhlichem Hüteschwenken ging es zum Thore hinaus.

Draußen erwies sich erst recht, wie glücklich Anna's Gedanke gewesen war, denn die Sonne brannte ziemlich heiß, und die Reisenden würden es in dem engen dumpfen Postkasten kaum ausgehalten haben. Jetzt lag die Natur in ihrer ganzen Schönheit vor ihnen und sie konnten nach allen Seiten hin frei ausblicken und die herrliche Gegend bewundern.

„Es schüttelt allerdings ein wenig," sagte Dr. Blitzig, „aber ich will mir das für einen solchen unverkümmerten Genuß gern gefallen lassen und künftig sicher in schönen Gegenden mit dem Leiterwagen fahren."

„Ich lasse mir's ebenfalls gefallen," nahm Dr. Pick das Wort, „aber ich bedinge mir dann auch vom lieben Gott solches Wetter aus, wie wir heute haben, denn es würde doch die Reiselust nicht wenig herabdrücken, wenn wir heute mit einem drei- oder vierstündigen Landregen bedacht würden. Ich habe es in Westphalen einmal durchgemacht und weiß davon zu erzählen. Am Morgen fuhren wir mit dem heitersten Sonnenscheine aus und jubelten den prachtvollen Bergen und Fernsichten entgegen; ich erinnere mich noch sehr gut, wie mir das Herz vor Freude klopfte, als

ich die blauen Berghäupter zuerst in der Ferne sah und ich mich bei jeder neuen Ansicht an die Geschichten der einzelnen Burgen mit ihren Greuelthaten und ihren Tugenden erinnern mußte; aber gegen Mittag, als wir uns eben auf einem lehmigen Terrain befanden und ziemlich weit von jedem schützenden Obdache entfernt waren, veränderte der Himmel sein lachendes Gesicht. Bald waren die fernen Bergkuppen in einen dichten Nebelschleier gehüllt und es dauerte nicht lange, so troff der Regen in dichten Strömen herab. Schon bei den ersten Güssen wurden unsere Sommerhüte total auseinander geweicht und ein wenig später drang das Wasser bis auf die nackte Haut. Es war gerade die Stunde, in welcher wir unser Mittagsbrod einnehmen wollten, aber o wehe, der Regen hatte das Brod durchweicht, das Backwerk aufgelöst, die Butter überschwemmt, den Zucker geschmolzen, und aus dem Korbe troff eine dicke Brühe auf den Boden herab und ließ einen dunkeln, fetten Streifen hinter unserm Fuhrwerke zurück. Alles Wehren und Schützen an unsere Personen half Nichts, denn je mehr Decken wir um unsere Leiber wickelten, desto nasser wurden wir. Da wir nun auch noch das Unglück hatten, daß die Räder unseres Wagens bis an die Axe in den Koth sanken, so daß die Pferde mit aller Anstrengung nicht weiter konnten, so waren wir gezwungen, abzusteigen und einen fast zweistündigen Weg zu Fuße zu machen, bis wir einen Bauernhof erreichten, wo wir uns wieder trocknen konnten."

„Solche Calamitäten sind heute nicht zu fürchten," sagte Franz, „denn meine Schwester versteht sich auf's Wetter, und sie würde sich und

uns solchen Widerwärtigkeiten nicht ausgesetzt haben."

„Ja, Sie können vollkommen ruhig sein," bestätigte Fräulein Anna. „Das Wetter bleibt die ganze Woche noch gut. Was aber in der nächsten geschieht, dafür kann ich nicht stehen."

Die Landschaft wechselte und bot die verschiedenartigsten Bilder, aber sie blieb immer schön und gab der Gesellschaft Gelegenheit, ihre Bemerkungen in begeisterten Worten auszudrücken. Gegen Mittag hatten sie einen schattigen Wald erreicht, und hier wurde unter den grünen Laubkronen der Bäume ein vergnügtes Mahl gehalten. Es schmeckte um so vortrefflicher, da Anna sehr leckere Bissen ausgesucht hatte und nun auch bestrebt war, Jedem seinen Theil auf Binsentellern, die Meckel rasch geflochten hatte, zu serviren.

Nach dem Mahle mußten die Pferdchen wieder wacker laufen und so erblickte die fröhliche Gesellschaft noch vor Einbruch der Nacht die Thürme von Breslau. Mathias Kinne deutete mit dem Finger auf den Thurm der Kathedrale und sagte zu den beiden Berlinern: „Das ist meine Domaine, meine Herren und ich hoffe, daß Sie mir morgen das Vergnügen erzeigen werden, mit mir auf den Thurm zu steigen, wo Sie ein hübsches Panorama der Stadt haben werden."

Das wurde mit Freuden zugesagt, denn sie liebten Beide solche Aussichten. Jetzt fuhr der Wagen durch das Thor in die hell erleuchteten Straßen. Anna und Nanni stiegen natürlich bei Franz ab; auch die beiden Berliner wurden freundlich eingeladen, aber das ließen Franz Geide, Constantin Brosig und Mathias Kinne nicht zu. Es

entstand ein freundschaftlicher Wettstreit, wer die Ehre haben sollte, an den Fremden Gastfreundschaft zu üben. Der Oberglöckner Mathias Kinne errang endlich den Sieg, denn er wußte seinen Thurm und dessen Vorzüge so sehr in's Licht zu setzen, daß sich die beiden Doctoren selbst für ihn entschieden.

„Nun frisch zu," sagte er, „denn mein Magen bellt, und da sie zu Hause nicht wissen, daß ich am Anrutschen bin, so wird immer einige Zeit vergehen, bis angerichtet ist."

Die Frau Oberglöcknerin war ein wenig verdutzt, als die Thüre aufging und ihr Mann mit zwei Gästen erschien; aber ihre Gutmüthigkeit half ihr bald über den kleinen Schrecken hinweg, und nun reichte sie ihnen freundlich die Hand, hieß sie willkommen und führte sie in die Fremdenstube, wo Kinne den Auftrag erhielt, sie zu unterhalten, bis das Abendessen fertig sei.

Gleich darauf hörte man ein eilfertiges Getrippel auf den Treppen und in den Zimmern, denn es mußte nicht allein gekocht und gebraten werden, sondern es bedurften auch die Schlafzimmer noch einer Herrichtung. Frau Kinne war nämlich eine von jenen Hausfrauen, welche beständig in der Angst sind, für ihre Gäste nicht genug zu thun. Da wurde dann von allen Seiten das Beste herbeigeschleppt und mit einer ängstlichen Sorgfalt darauf gesehen, daß außer der Bequemlichkeit auch Alles ein rechtes Ansehen hatte. „Es sind Berliner," sagte sie. „Die Herren aus der Hauptstadt sind verwöhnt und wir werden mit unserer Gastfreundschaft schlechte Ehre einlegen, wenn wir nicht wohl aufpassen."

Endlich wurden die dampfenden Schüsseln hereingebracht, und die Gerichte waren nicht allein schmackhaft zubereitet, sondern auch in solcher Fülle vorhanden, als wenn die beiden Reisenden sich auf sechs Wochen versorgen sollten. Kinne holte seinen feurigen Ungarwein herbei, der nur bei solchen festlichen Gelegenheiten auf die Tafel kam und nöthigte seine Gäste zum Trinken. Dabei ging das Herz auf und der Mund floß über. Kinne erzählte von den Herrlichkeiten seiner Kathedrale und schilderte die Geschichte derselben von Anfang bis zu Ende. Er wußte freilich nicht so genauen historischen Bescheid, wie der Pfarrer von Liebenthal, aber er war doch in die ganze Vergangenheit eingeweiht und er ließ sicher Nichts aus, was zum Ruhme des Gotteshauses beitragen konnte.

Sehen wir nun auch einmal zu, was bei Franz vorging. Constantin Brosig hatte schon Abschied genommen und war im Begriffe heimzukehren; aber er hatte nur wenige Schritte gemacht, als er sich wieder umdrehte. Er konnte von der kleinen Nanni nicht scheiden und gab den Gedanken, sie zu erhalten, noch nicht auf. —

Er bettelte und hielt an, so daß Anna sich endlich entschloß, um unerfüllbaren Wünschen ein Ziel zu setzen, Nanni's Verwandte noch am heutigen Abend aufzusuchen.

„Wir wollen Deine Tante besuchen,“ sagte sie, nahm sie bei der Hand und schritt der Thüre zu. Brosig ergriff seinen Hut und bat, sie begleiten zu dürfen. Nanni sah zum ersten Male eine Stadt. Die vielen Lichter blendeten sie fast; die vielen Menschen, das Gerassel der

Wagen, die prächtigen Schaufenster, Alles das machte einen mächtigen Eindruck auf sie, und sie kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. —

Nach einem langen Gange durch die Stadt erreichten sie das Haus des Juden. Die Fenster an der Straßenseite waren dunkel und es hatte den Anschein, als sei Niemand zu Hause. Anna aber zog doch die Klingel. Es mußte verschiedene Male geschehen, ehe man drinnen ein Lebenszeichen von sich gab. Erst nachdem sie lange genug gewartet hatten, um Grund zur Ungeduld zu empfinden, kam eine jüdische Magd mit dem Lichte in der Hand, öffnete die Thüre so weit, daß sie durch die Spalte leuchten konnte und fragte nach ihrem Begehren.

„Ich wünsche Frau Sara Sandelmeyer zu sprechen," gab Anna zur Antwort.

„Meine Herrin empfängt nicht einmal am Tage gerne Fremde," sprach die Magd, „und ich darf ihr sicher nicht zumuthen, es am Abend zu thun."

„Sie wird mich doch hören müssen; entgegnete Anna, „denn ich bin da, um ihr Meldung von dem Tode ihres Bruders zu machen."

„Ist Moses gestorben?" fragte die Magd, und zugleich machte sie die Thüre weit auf. „O, dann sind Sie sicher willkommen, denn es giebt kein Ereigniß auf der Welt, was ihr lieber wäre. Kommen Sie nur mit die Treppe hinauf!" —

Die Magd leuchtete vor und die Andern stiegen hinter ihr her die Treppe hinauf. Vor dem Zimmer ergriff Brosig Nanni's Hand und sprach



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, wie einer Pfarrer geworden.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

zu Anna: „Gehen Sie hinein; ich werde mit dem Kinde hier warten, um erst zu sehen, was für Wetter es giebt.“

Anna nickte mit dem Kopfe und ging in die Stube. An der Façade des Hauses hätte man nicht abnehmen sollen, daß es drinnen so prächtig aussah. Die Stube war mit den feinsten Teppichen belegt, an den Wänden hingen prachtvolle Oelgemälde und die gepolsterten, mit reichen Stickereien versehenen Möbel legten Zeugniß von einem guten Geschmacke und einem wohlgespickten Geldbeutel ab. Sara lag auf eine Ottomane hingebreitet und pflegte der süßen Muße. Als sie die fremde Dame in ihrem Zimmer sah, fuhr sie auf, schaute sie mit zornigem Augenfunkeln an und fragte mit heftigem Tone: „Wer hat Sie hier eingeführt, und was wollen Sie?“

So gutmüthig auch Anna war, so konnte sie einen so hochmüthigen und unfreundlichen Ton doch nicht ertragen. Mit stolz erhobenem Haupte schritt sie der Ottomane näher und gab zur Antwort: „Die Frau Sara Sandelmeyer erlaubt wohl, daß ich mich als die Schwester des Pfarrers von Liebenthal vorstelle.“

„Es ist mir gleichgültig, wer Sie sind, aber ich gebe für Kirchen und Klöster Nichts, denn ich bin eine Jüdin.“

„Fürchten Sie Nichts für Ihren Geldbeutel, Frau Sandelmeyer, ich bin nicht gekommen, um Etwas von Ihnen zu fordern, sondern, um Ihnen Etwas zu bringen, denn ich bin die Testamentsvollstreckerin Ihres Bruders Moses.“

„Moses?“ rief die Jüdin, indem sie von der Ottomanne aufsprang und Anna entgegenging. „Ist er todt? Wirklich todt?“

Anna nickte leicht mit dem Kopfe, ohne dabei zu sprechen. Die Jüdin aber sprang vor Vergnügen im Zimmer auf und ab, geberdete sich wie närrisch, klatschte in die Hände und rief: „O, so ist mein heißester Wunsch endlich erfüllt. Wie froh, wie glücklich bin ich! Und sagten Sie nicht, Sie seien die Vollstreckerin seines Testamentes? Sagten Sie nicht so? Er hat also Etwas hinterlassen und hat seiner Schwester noch im Tode gedacht? Ist es eine ordentliche Summe, daß man froh davon werden kann? Sprechen Sie doch! Sie sehen ja, daß ich auf die Folter geschraubt bin!“

Anna betrachtete das Weib mit stiller Verachtung und sie fand ein verzeihliches Vergnügen an ihren Hoffnungen, die sich so schnell in Täuschungen verwandeln sollten.

„Frau Sandelmeyer,“ sagte sie mit spöttischem Lächeln, „die Hinterlassenschaft Ihres Bruders ist ein großer Schatz, so groß, daß er fürchtete, denselben in meinen Händen zu lassen. Ich mußte ihm versprechen, ihn sobald als möglich in die Ihrigen abzuliefern. Ich bin nun gekommen, um dieses zu thun.“

„Um's Himmels willen, Sie tödten mich mit den langen Vorreden; heraus, heraus mit dem Schatze!“

Anna öffnete die Thüre und rief: „Nanni, die Tante wünscht Dich zu sehen!“

Das Mädchen kam herbei. Sie faßte es an der Hand, führte es der Sara entgegen und sprach: „Hier ist der Schatz, den mir Ihr sterbender Bruder Moses anvertraut hat, und den ich Ihnen bringen sollte.“

Sara hatte einen Sack mit Geld erwartet; da sie jetzt statt des Geldes das Waisenmädchen sah, gerieth sie in furchtbare Wuth und schrie: „Was, ich sollte sein Kind aufziehen! Nun und nimmer! Moses war ein Taugenichts! Er hat sein väterliches Gut aufgezehrt, mir selbst große Summen ausgepreßt und ist dann immer liederlicher geworden, bis er zuletzt zum Wilddieb wurde. Nicht hundertmal, nein tausendmal habe ich ihn gebeten, die Büchse wegzuwerfen und wieder ein ordentlicher Mensch zu werden; aber es hat Nichts geholfen, sondern er ist nur immer schlimmer geworden. Geflucht habe ich ihm dann und habe seinen Tod gewünscht. Was, und jetzt sollte ich sein Kind aufziehen? Nimmer, nimmer! Es mag in's Waisenhaus gehen, wie andere Kinder. Ich mag es nicht, ich will nicht in meiner Ruhe gestört sein. Fort, fort!"

Das Kind hatte sich bei diesen Worten herumgedreht und die Arme nach Anna ausgestreckt.

„Du hörst, was Tante Sara sagt," sprach Anna. „Nach Allem, was ich vernehme, hat sie nicht viel für Dich übrig. Was machen wir nun?" —

„O, ich bleibe bei Dir!" stammelte das Kind, und es fehlte nicht viel, so hätte es laut geweint.

Jetzt hielt Brosig es an der Zeit, zu erscheinen. Er stieß die Thüre weit auf, that einen Sprung in's Zimmer und rief: „Sara Sandelmeyer, Sie sind eine Rabentante, ein Frauenzimmer, das man mit seinen eigenen Teppichen erwürgen sollte. Hat die Welt je so Etwas ge-

sehen, daß eine Tante ihre liebliche Cousine von sich stößt! Wissen Sie was, wenn Ihr Geldbeutel so groß wäre, wie der Thurm der Kathedralkirche, so möchte ich Sie doch nicht zur Frau nehmen!"

„Das sollen Sie auch nicht! Niemand hat Sie gerufen! Machen Sie, daß Sie zur Thüre hinauskommen!"

„Soll geschehen, Sara Sandelmeyer, aber erst habe ich noch einen Contract mit Ihnen abzuschließen. Was geben Sie mir, wenn ich die Nanni nehme und sie als meine Tochter aufziehe?"

„Geben?" rief Sara. „Ich will Nichts geben, und habe auch keine Ursache Etwas zu geben, denn der Moses hat mich schon viel Geld gekostet!"

„Also darf ich sie doch wohl so, wie sie dasteht, mitnehmen, Sara Sandelmeyer, he?"

„Nehmen Sie das Ding nur! Ich lege Ihnen Nichts in den Weg!"

„Haben Sie es gehört, mein Fräulein?" fragte Constantin Brosig; „sie tritt mir das Kind ab; es gehört also mir!"

Anna mußte über seinen Feuereifer lächeln und gab zur Antwort: „Brosig, wenn diese Frau sich des Kindes nicht annehmen will, so hat sie auch Nichts zu verschenken. Ich glaube, nach ihr komm' ich in erster Linie, denn Moses hat mir die Nanni auf seinem Todtbette übergeben."

Brosig senkte traurig den Kopf, und es fehlte nicht viel, so hätte er Thränen vergossen. Anna ihrerseits überlegte im Stillen, daß sie auf die

Dauer wohl doch nicht im Stande sein werde, dem Kinde die nöthige Sorgfalt zu widmen, da der alternde Oncle ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. „Brosig," sagte sie langsam und mit Betonung, „wenn es Ihnen wirklich ernst mit dem Kinde ist, so entscheiden Sie sich gleich, aber betrachten Sie die Angelegenheit als eine heilige und vergessen Sie nicht, daß sie in jeder Beziehung dem Kinde ein Vater sein müssen."

„Ob es mein Ernst ist, Fräulein Anna? Gewiß ist es mein Ernst, mein voller und entschiedener Ernst, und ein Vater will ich ihm auch sein. Es soll sich wahrhaftig nicht über mich zu beklagen haben."

„Frau Sara Sandelmeyer," wandte sich Anna jetzt an die Jüdin, „Sie weisen das Vermächtniß Ihres Bruders von der Hand, und, obschon es Ihre Pflicht ist, für das Kind zu sorgen, so wollen Sie doch Nichts mit demselben zu thun haben, während zwei fremde Menschen bereit sind, die Waise zu sich zu nehmen. Wenn Sie dabei bleiben, so wird Brosig die Nanni adoptiren; aber Sie dürfen sie dann später nicht zurückfordern."

Mit einem verächtlichen Lächeln gab die Jüdin zur Antwort: „Packen Sie das Ding nur auf und bringen Sie es meinetwegen nach Sibirien oder nach Egypten. Ich übertrage Jedem, der es nehmen will, alle Ansprüche darauf. Nun aber machen Sie, daß Sie fortkommen. Sie haben mich lange genug gestört!"

Constantin Brosig stieß einen Freudenruf aus, nahm Nanni auf seine Arme und eilte die Treppe

hinab. Anna konnte ihn auf der Straße kaum einholen, so schnell lief er. Schon war er im Begriffe, nach seinem Hause einzubiegen, als sie ihn erreichte.

„Herr Brosig," rief sie ihm zu, „so rasch geht das nicht. Das Kind muß die Nacht noch im Hause meines Bruders zubringen, auch müssen bei Ihnen noch Einrichtungen getroffen werden, ehe Nanni zu Ihnen kommen kann. Gehen Sie jetzt mit zu Franz, dort wollen wir Alles gründlich besprechen."

Brosig kehrte nur ungern um und brummte Etwas von unnöthigen Verzögerungen; aber er hatte doch nicht den Muth, Anna zu widersprechen.

„Franz," sagte Anna zu ihrem Bruder „die Sara Sandelmeyer hat Nanni zurückgewiesen, sie will mit dem Kinde Nichts zu thun haben."

„Aber ich nehme sie an," beeilte sich Brosig zu sagen.

„Ganz richtig," fuhr Anna fort; „aber Brosig ist Junggeselle und er ist nicht im Stande, das Kind zu erziehen."

„Warum nicht?" fragte Brosig etwas unwillig. „Meine alte Haushälterin ist allerdings ein wenig taub und unbeholfen, aber sie wird Nanni doch waschen, anziehen und reinigen können."

„Das brächte sie schon fertig," nahm Anna wieder das Wort, „aber sie ist keine passende Gesellschafterin für das Kind. So viel ich weiß, ist sie meistens brummig und übellaunig und hat auch sonst noch eine Menge Eigenheiten, die einem kleinen Mädchen das Leben sauer machen. Brosig,

Sie haben Vermögen und da Sie selbst wünschen, daß es dem Kinde gut gehe und daß es wohl erzogen werde, so müssen Sie eine Erzieherin in's Haus nehmen, die Herz und Sinn für ein so armes Geschöpf hat."

„Ei, das hätten Sie mir ja gleich sagen können, dann säße ich nicht wie auf Nadeln. Gewiß soll sie eine Erzieherin haben. Wenn wir nur eine solche finden könnten, wie die selige Agnes!"

„Das ist eben der Grund, warum ich mit meinem Bruder zu sprechen wünsche. Er ist in weiten Kreisen bekannt und weiß vielleicht eine Dame, die das Amt gerne annähme und ihren Pflichten gewachsen wäre."

„Laßt mich einmal nachdenken," sagte Franz. „Halt, ganz sicher weiß ich eine!" Er sprang auf, griff seinen Hut von der Wand und eilte hinaus. Nach einiger Zeit kam er wieder und brachte eine Dame mit, aus deren Augen eine rechte Liebe zu den Kindern leuchtete.

Anna streckte ihr die Hand entgegen, deutete auf Nanni und sprach: „Sie ist noch ein rechter Wildling und bedarf unausgesetzter Pflege; auch wird im Anfange wohl eine hübsche Portion Geduld nothwendig sein, aber ich zweifle nicht, daß Sie bald an Ihrem Zöglinge Freude haben würden."

Die Dame nahm den Antrag an und Brosig warf ihr ein Gehalt aus, mit dem sie recht wohl zufrieden sein konnte.

„Sie würden also so freundlich sein," sprach Anna zu der Lehrerin, sich schon morgen früh in Herrn Brosig's Wohnung zu begeben, um zu

ordnen, was noch nothwendig ist, ehe Nanni eingeführt werden kann."

Das wurde versprochen. Nun aber hatte Brosig keine Ruhe mehr; er eilte spornstreichs nach Hause, um noch am selben Abende ein paar Zimmer einzurichten und der Nanni das Nest fertig zu machen.

Neuntes Kapitel.

Auf den Thürmen der Kathedrale. — Oder und Ohlau. — Die silbernen Statuen. — Der Finger des heiligen Johannes. — Die wunderbare Rose. — Die wandernde Chronik. — Der Schulraum. — Die Köchin steht auf heißen Kohlen. — Schluß.

Der Oberglöckner Mathias Kinne war früh aus den Federn, wie es sein Amt erforderte. Auf den Zehen schlich er an den Schlafzimmern seiner Gäste vorüber, um sie nicht im Schlafe zu stören, aber sie hatten sich ebenfalls schon erhoben und drückten den Wunsch aus, mit in die Kathedrale zu gehen.

„Das kann geschehen, meine Herren,“ sagte er, „aber sie müssen sich sputen, denn der Dienst in der Kathedrale zu St. Johann leidet keinen Aufschub.“

Rasch waren sie in den Kleidern und durchmaßen mit ihm den kleinen Raum bis zur Thüre der Kathedrale. Dort standen schon die kleinen Glöckner bereit, die er zu seinem Dienste zu gebrauchen pflegte. Kinne öffnete das Gotteshaus mit dem großen Schlüssel; dann stiegen sie rasch die Treppen hinan bis zum Glockenstuhle des gothischen Thurmes, wo die Knaben sogleich die Seile ergriffen und den Breslauer Schläfern den Morgen ankündigten.

Als die letzten Klänge in die Luft auszitterten, nahm Kinne die Fremden bei der Hand und führte sie hinaus auf die Plattform. Die Sonne warf eben ihre ersten Strahlen über den Horizont und beleuchtete da unten ein prachtvolles Gemälde. Aus der Ferne schaute der Heiligenberg bei Oswitz herüber und unter ihren Füßen breitete sich in der fruchtbaren Ebene die Stadt aus. Während die alte Oder mit ihrem blitzenden Wasserspiegel außerhalb der Stadt blieb, um sich später wieder mit dem Flusse zu vereinigen, trat der eine Arm mitten in das Häusermeer und theilte sich dann wieder, um die Dominsel, die Sandinsel, den Mühlenwerder und den Bürgerwerder zu bilden. Auch das Wasserband der sich mit der Oder vereinigenden Ohlau leuchtete hinauf und die neunzehn Brücken sahen von oben so zierlich und nett aus, daß man den Blick unwillkührlich länger auf ihnen haften ließ. Kinne zeigte ihnen mit echtem Breslauer Stolze die Vorstädte, die Kirchen und das Rathhaus und erzählte ihnen eine lange Geschichte von der Gründung der Stadt und den kriegerischen Vorfällen bis in die Neuzeit. Mit noch größerem Eifer trug er die Geschichten der prächtigen Kirchen

und des alten Rathhauses vor. An seinen leuchtenden Augen konnte man deutlich sehen, daß sein ganzes Herz für die schöne Vaterstadt schlug, und daß er im Stillen Berlin die Berechtigung absprach, mit Breslau zu wetteifern.

Vom Thurme gingen sie hinab in die Kirche, wo er ihnen auf dem Hochaltar die von gediegenem Silber verfertigten Statuen der beiden Johannes, St. Vinzenz und St. Hedwig zeigte. Auch zeigte er ihnen die Stelle, wo an hohen Festtagen der Finger des heiligen Johannes, mit dem er auf Christum gewiesen, ausgestellt wird. Unter den siebzehn Kapellen gefiel ihnen die der heiligen Elisabeth am besten. Er zeigte ihnen auch den Stab, mit dem sich die Heilige auf ihren Wohlthätigkeitsgängen gegen die Hunde vertheidigt hatte.

„Der Dom hat auch sonst noch eine große Merkwürdigkeit," sagte er. „Wenn ein Domherr sterben soll, so findet man entweder seinen Stuhl im Chore zugemacht, oder es liegt eine Rose in demselben, oder es läutet ohne Zuthun der Menschen eine der Glocken."

„Nun zum Frühstücke," sagte er dann und begab sich mit seinen Gästen nach Hause, wo unterdessen der Kaffee schon aufgetragen war. Da ihn sein Beruf bald wieder in der Kirche nothwendig machte, so ließ er seinem Freunde Geide sagen, er möge kommen und die Berliner in der Stadt herum führen.

Geide kam dieser Auftrag gerade recht; denn er hatte sich in der Gesellschaft der beiden Doctoren

recht wohl befunden und freute sich, daß er noch ein paar Stunden mit ihnen plaudern und wandern konnte. Da er ebenfalls so ein Stück lebendiger Chronik war, so wußte er von jedem hervorragenden Gebäude Etwas zu sagen. Es war allerdings manchmal mehr Sage als Geschichte, aber die beiden Gelehrten wußten die Spreu vom Waizen zu sondern, und so wurde die Stadt mit ihren Erinnerungen aus einer längstvergangenen Zeit für sie zu einem Quell des Genusses.

Gegen Mittag kamen sie an Brosig's Hause vorüber. Er klopfte ihnen auf's Fenster und bat sie, einzutreten, da er bereits einen Boten zu ihnen geschickt habe, um sie zum Mittagessen einzuladen. Sie machten um so lieber Gebrauch von dieser Einladung, als sie auch Franz, Fräulein Anna und die kleine Nanni dort fanden. Constantin Brosig führte sie mit nicht geringem Stolze im Hause umher, um ihnen zu zeigen, wie väterlich er schon für seine Pflegetochter gesorgt hatte.

Zuerst mußten sie mit in das Schulzimmer, wo ein ziemlich großer Tisch mit Bänken umgeben war. An der Wand hingen Tafeln, Bilder und Schultabellen, und es sah dort fast aus, wie in einer Schule.

„Aber, warum hast Du denn so viel Zeug?“ fragte Franz Geide.

„Das will ich Dir sagen,“ antwortete Brosig mit einer pfiffigen Miene. „In meiner Nachbarschaft wohnen eine Anzahl armer Familien, die

das Schulgeld nicht aufbringen können und die ihre Kinder doch nicht gerne in die öffentlichen Armenschulen schicken. Siehst Du, Geide, sie sollen mit Nanni zugleich lernen. Auf diese Weise wird sie auch Spielkameraden haben und nicht immer auf sich allein angewiesen sein. Die Gouvernante, Anna und Franz haben mir die Lehrmittel angegeben, denn ich hätte ja selbst Nichts davon gewußt. Da steht auch noch ein ganzer Schrank voll Bücher; die aber sind eigentlich nur für die Lehrerin, denn die Nanni kann sie noch nicht brauchen, und sie sollen auch überhaupt zu gelehrt für Kinder sein. So sagt wenigstens Franz, und der muß es wissen, denn er ist ja auch einmal Student gewesen und liegt noch jetzt viel in den Büchern herum."

Aus dem Schulzimmer kamen sie in die Wohnung der Gouvernante, welche recht geschmackvoll möblirt war und Alles enthielt, was einem bescheidenen Menschen das Leben angenehm machen und erheitern kann.

Brosig schien wenig Werth darauf zu legen, denn er eilte hindurch, ohne einen Blick auf die schönen Sachen zu werfen, um nur ja recht rasch in die Stube Nanni's zu kommen. „Hier soll sie schlafen," sagte er, „denn nach der Aussage des Doctors ist es das gesundeste Zimmer im Hause. Hier steht der Kleiderschrank, dort die Kommoden und das Bett, und hier ist eine Badewanne, denn sie soll sich, so lange es das Wetter erlaubt, alle Tage baden und ihre Gesundheit kräftigen."

Die Thüre eines Balkons aufreißend und in den schönen, ziemlich großen Garten hinab-

zeigend, sagte er: „Wenn sie aufsteht, sieht sie sogleich die Blumen, und die Vöglein zwitschern den ganzen Tag vor ihrem Fenster. Es müssen nur noch die Turngeräthe fertig werden, dann ist Alles in Ordnung."

Einige Handwerker waren im hintern, von Gebüschen ziemlich verdeckten Theile des Gartens mit dem Aufrichten von Reck und Barren beschäftigt. „Ei," rief Geide, „wie hast Du denn Alles so schnell herrichten können?"

„Es liegt einmal in meiner Natur," gab er lachend zur Antwort, „daß ich rasch zu Werke gehe, wenn ich einmal eine Sache anfasse. Hier aber haben mehrere Personen zusammengewirkt, nämlich Franz, seine Schwester, die Gouvernante und ich; da konnte es schon rasch gehen."

Franz Geide hatte noch eine Bemerkung auf der Zunge, aber er scheute sich, mit derselben heraus zu kommen, bis Brosig ihn selbst aufforderte und fragte, warum er ein so zweifelndes und tadelndes Gesicht mache.

„Das will ich Dir sagen," sprach Geide, „und ich denke, daß ich nicht ganz Unrecht habe. Die Nanni ist die Tochter eines armen jüdischen Wilderers. So lange sie lebt, ist sie nie ordentlich satt geworden, hat auch mehr Schelte und Faustschläge, als gute Worte und Liebkosungen erhalten. Und jetzt wird sie plötzlich wie eine junge Gräfin behandelt. Wo soll das hinaus? Wenn sie nachher als Magd in der Welt dienen muß —"

„Beruhige Dich, Geide," fiel Brosig ihm in die Rede. „Ich habe daran ebenfalls gedacht und eingesehen, daß es dem Menschen schwer fällt, auf eine niedrigere Stufe herabzusteigen, wenn er an eine höhere gewöhnt ist. Schau, mein Freund, ich habe mehr Geld, als ich brauche, und ich werde wahrscheinlich nicht in die Lage kommen, daß ich mir Etwas abziehen muß. Es hält mir also nicht allein aus, bis an's Ende, sondern es bleibt auch ein hübsches Kapital übrig. Da ich nun gar keine Verwandten habe, so steht mir Nichts im Wege, die Nanni an Kindes statt anzunehmen, und das soll in den nächsten Tagen schon geschehen, denn mit einem Notar habe ich schon im Vorbeigehen gesprochen:

„Ah," riefen alle zugleich, „Nanni ist also schon jetzt als eine reiche Erbin zu betrachten."

„Wenn das die Sara Sandelmeyer hört," sagte Geide, „dann ist hundert gegen eins zu wetten, sie macht nicht allein Anspruch an das Mädchen, sondern auch an das Vermögen."

„Um dem vorzubeugen werde ich sie heute Nachmittag durch einen Notar abfragen lassen," sprach Brosig; „jetzt aber wollen wir zu Tische gehen, denn die Köchin steht auf heißen Kohlen."

Auch Mathias Kinne, dessen kirchliche Obliegenheiten jetzt vollendet waren, kam zur Tafel, und so war die ganze Gesellschaft von Liebenthal wieder zusammen.

Dr. Blitzig erhob sich gegen die Mitte des Mahles und begann zu reden: „Meine werthen

Freunde, den schönen Tag, wo ein armes Kind plötzlich über alle Noth hinausgehoben wird, verdanken wir eigentlich dem braven Pfarrer von Liebenthal, denn durch sein Beispiel und seine Lehre wurde Fräulein Anna so gut und liebenswürdig, wie sie heute ist. Ohne des Pfarrers Beispiel würde sie wahrscheinlich niemals mit dem Wilderer Moses bekannt geworden sein. Dann wäre Nanni nicht hier und Brosig hätte kein Kind. Ich bitte Sie deßhalb, mit mir auf sein Wohl zu trinken."

In das Hoch stimmten sie alle mit Freuden ein; Brosig am lautesten. Nanni aber verstand nicht so recht, um was es sich handelte; sie wußte nur, daß sie es in der schönen Stadt Breslau und bei dem guten Oncle Brosig viel besser hatte, als in der elenden Waldhütte zu Liebenthal.

Den Nachmittag benutzten die beiden Berliner noch dazu, die Stadt näher kennen zu lernen; am folgenden Morgen aber nahmen sie Abschied von ihren lieben Freunden und begaben sich zur Eisenbahn, denn die Zeit drängte nun wirklich mächtig, und Dr. Blitzig kam sicher nicht zu früh in Berlin an. Zwei Tage später war er wieder in seiner gewöhnlichen Thätigkeit. Es gab nicht weniger Aerger und Verdruß, als sonst, aber er fügte sich merkwürdig gut hinein. „In Liebenthal habe ich gelernt, daß Geduld und Ausdauer gegen den Verdruß schützen," sagte er, „und darum will ich diese Tugenden auch üben und dadurch meinen Zöglingen nützlich werden."

Er hat auch Wort gehalten. Später mach-

ten die beiden Freunde noch manche gemeinschaftliche Reise durch die Schweiz und Tyrol, wo jedes Auge von den herrlichen Bergen, Thälern und Seen entzückt wurde, aber besser als in dem gemüthlichen Liebenthal fanden sie es nirgendwo.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Zwei Gelehrte. — Auf Reise. — Der Pfarrer von Liebenthal. — Eine Einladung. — Im Pfarrgarten. — Ein gewürztes Mittagsmahl. — Lobrede auf Schlesien. — Vaterland — schönstes Land. — Erzählen Sie! — Dorf Baitzen. — Der Nestling. — Kinderträume. — Der junge Musikant. — Zum erstenmale in der Schule. — Ausgestreckte Zungen. — Hiebe. — Hahn im Korbe. — Horn und Flaute. — Der Schnuller. — Eine Menuette während der Wandlung. — Auf dem Tanzboden 3

Zweites Kapitel.

Endlich. — Der Pathe aus der Mühle. — Auf dem Rücken im Grase liegen. — Der rothsammtne Frack. — Ein nicht gemachtes Examen. — Abschied vom

Seite

Lehrer und Pfarrer. — Die verunglückte Declamation. — Das elterliche Haus wird verlassen. — Abschied mit Thränen. — Der neue Schulgehülfe. — Zum erstenmale allein. — Ohne die Ruthe geht es nicht. — Ein Haufen Grummet. — Das Franzle aus der Oelmühle. — Die Geschichte. — Küster- und Glöcknerdienste. — Mittel gegen Heimweh. — Das Friedensfest. — Der rothe Sammtfrack zu Pferde. — Ein Mittel gegen den Hunger. — Die höllischen Heerschaaren. — Sturm und Schneegestöber. — Ein frisches Grab. — Die ewige Lampe. — Abendläuten. — Das Walten des Schutzengels. — Die alte und die junge Katharina 18

Drittes Kapitel.

Frisch drauf gehauen und den Esel herausgeprügelt. — Ja, Fränzle, du müßtest aber mehr gelernt haben. — Ein Brief aus Breslau. — Die ehernen Glockenzungen. — Abschied von der Schule. — Undank ist der Welt Lohn. — Halt Gott vor Augen. — An Gottes Segen ist Alles gelegen. — Das Ränzchen geschnürt. — Auf des Bruders Stube in Breslau. — Die gebratenen Tauben kommen einem nicht in den Mund geflogen. — Professor K. — Joseph in Egypten. — Eine Kirche am Wege. — Das Studieren. — Die jungen Poeten. — Rector Kählers Ansichten über Opferkälber. — Baarfuß in die Ferien. — Standeswahl. — Auf der Universität. — Noth und Drangsal. — Der arme Schneider. — Eine edle Frau. — Der Weihnachtsbaum 39

Seite

Viertes Kapitel.

Nach Krakau. — Abreise. — Gewittersturm und Hausbrand. — Ohne Obdach. — Ein Hotel mit leeren Bettstellen. — Ein Abendessen, welches aus einem leeren Kessel besteht. — Die Strohschütte. — Schöne Landschaft. — Das Wasserpolnische reicht nicht aus. — Die Residenz auf dem sagenreichen Berge Wavel. — Die Gebeine des heiligen Stanislaus. — Die Vaterlandsliebe der Polen. — Die ersten Glasgemälde. — Deutsche Kaufläden. — Die Salzwelt. — Die Gebrüder Theiner. — Zweifel und Kämpfe. — Die Wirkung des gestirnten Himmels. — Die Priesterweihe. — Der Kaplan in Schweidnitz. — Die Donnerbüchse. — Wasserschaden. — Die tüchtige Hausfrau 58

Fünftes Kapitel.

Der Pfarrer ist übermüdet. — Eine gelehrte Dame. — Die Naturwissenschaften sind eine beständige Freudenquelle. — Die Liebe zur Geschichte der Heimath. — Die Chronik des Prämonstratenser-Klosters bei St. Vinzenz. — Eine Reise nach Wien. — Mancherlei Bekanntschaften. — Die kleine Nanni. — Niedergetretene Grashalme. — Eine Lehmhütte. — Ein Wilddieb. — Rehposten im Leibe. — Die Bekenntnisse des Moses. — Das Testament des Juden. — Bruder Franz kommt 74

Sechstes Kapitel.

Gräfin M. — Eine neue Reise. — Erzbischof Clemens August. — Des Kirchenfürsten Unterschrift. —

Seite

Pfarrer Binterim zu Bilk. — Die Maler Lessing und Mücke. — Im Hofgarten zu Düsseldorf. — Das Siebengebirge. — Der Laacher See. — Maler Steinle. — Drei Freunde. — Agnes in einem seltsamen Kostüme. — Der Knecht Meckel. — Ein Ritt im Gewittersturme. — Jehova's Zorn und Fluch über Sie. — Der Tod im strömenden Regen. — Nanni im Bett verborgen. — Was machen wir mit dem Todten? — Nanni auf dem Pfarrhofe. — Im Stübchen des Greises. — Vom Rheinstrome zum Schweizerlande. — Franz findet Anna 92

Siebentes Kapitel.

Anna's That wird bekannt. — Constantin Brosig, ein Kinderfreund. — Die Leiche wird aus dem Walde geholt. — Nanni befreundet sich mit Brosig. — Die Bibliothek des Pfarrers. — Der liebe Gott hat den Tisch und die Stühle zurechtgestellt. — Der Pfarrer von Strehlen und seine Gastfreundschaft. — Ausflüge in Wald und Feld. — Tante Johanna und Cousine Agnes. — Krankensuppe und Krankenbesuche. — Kampf mit dem Unverstande. — Der Seelendoctor. — Des Oncles Ritt. — Rathet, was ich mitgebracht habe! — Der Waisenknabe. — Polnisch lernen. — Agnes als Lehrerin. — Erziehungsregeln. — Der Engel des Pfarrhauses. — Agnes wird Gräfin Matuschka. — Sie stirbt 108

Achtes Kapitel.

Die Abreise wird beschlossen. — Eine Sitzung im Reisewagen. — Die Romantik auf dem Heuwagen. —

Seite

Vorbereitungen zur Reise. — Abschiedsschmaus. — Der Humor des alten Herrn. — Händedrücken. — Die Lebensquelle unter dem Wagen. — Die Vorzüge eines Leiterwagens. — Eine Landparthie in Westphalen. — Ein Mahl unter den Laubkronen der Bäume. — Ankunft in Breslau. — Freundschaftlicher Streit. — Das Herz geht auf und der Mund fließt über. — Frau Sara Sandelmeyer. — Ein schlechter Empfang. — Getäuschte Erwartungen. — Wie Brosig zu einem Kinde kommt. — Er macht der Nanni das Nest fertig 126

Neuntes Kapitel.

Auf den Thürmen der Kathedrale. — Oder und Ohlau. — Die silbernen Statuen. — Der Finger des heiligen Johannes. — Die wunderbare Rose. — Die wandernde Chronik. — Die Köchin steht auf heißen Kohlen. — Schluß 147